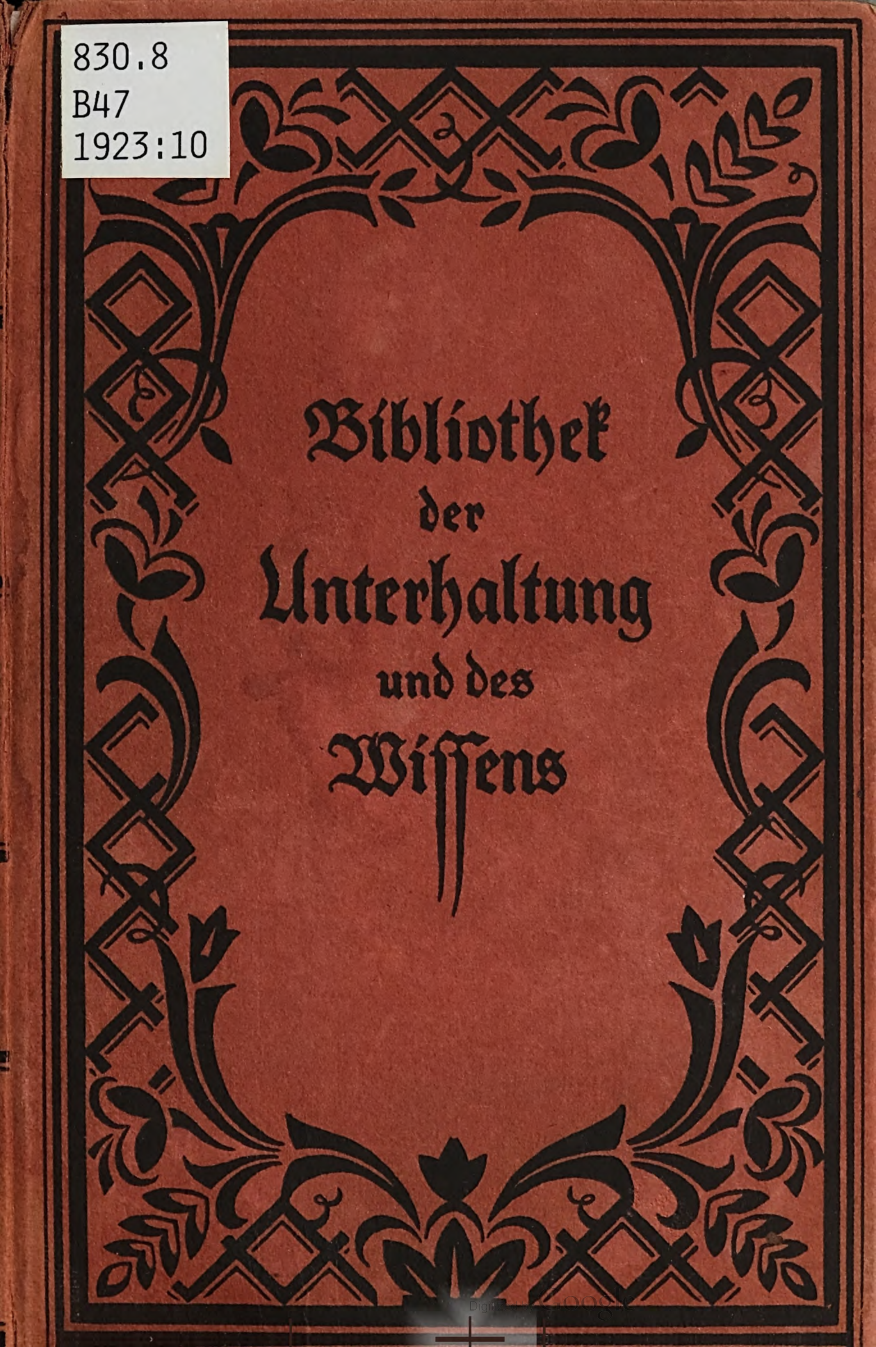
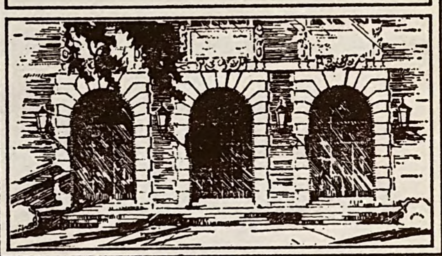

Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens







Zu dem Aufsatz „Die Uranfänge der Schiffahrt bei den Völkern der Gegenwart“ von Dr. Johannes Bergner. (S. 80)
Wenn Christoph Kolumbus dem „Imperator“ begegnet wäre.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Original-
beiträgen von hervorragenden
Schriftstellern und Gelehrten
sowie zahlreichen
Illustrationen



10. Band
Jahrgang 1923

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart / Berlin / Leipzig / Wien

Druck und Copyright der Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

Inhaltsverzeichnis

Mannigfaltiges

Rätsel

Freundschaft

Erzählung von Horst Bodemer

In der Schule war Hans Elgen, der jüngste Sohn des Landgerichtsdirektors, wenig geschätzt worden. In mehreren Klassen des Gymnasiums hatte er zwei Jahre zugebracht, sonst wäre er mit achtzehn Jahren nicht erst Untersekundaner gewesen. Aber eine Menge von Eichenkränzen hing in seinem Zimmerchen an den Wänden. Sportlich leistete er Ungewöhnliches. Ob es sich um Schwimmen, Turnen, Fußball, Rennfahren, Tennisspielen handelte, in der über dreißigtausend Einwohner zählenden Stadt schlug ihn keiner. Wenn solche Leistungen eines Tages von andern Sportsleuten nicht überboten werden sollten, mußte tüchtig trainiert werden, da blieb zum „ochsen" wenig Zeit übrig. In den Unterrichtstunden beschäftigten ihn die Wettkämpfe, an denen er demnächst teilnahm, so stark, daß er den Wissenschaften keinen Geschmack abgewinnen konnte.

So kam es, daß es mit dem Abiturium übel ausfiel.

Der Vater war verzweifelt und fragte: „Ja, was nun? Vom Sport kannst du nicht leben. Das Geld wird jeden Tag weniger wert, du darfst mir nicht ewig auf der Tasche liegen, hast noch mehr Geschwister, also verdien'!"

Das wollte Hans Elgen. Wie, war ihm freilich unklar. Er versuchte es als Banklehrling; seine Freunde lachten. Nach drei Wochen war er als ungeeignet entlassen. Dann kam er auf ein Gut, wo er länger aushielt. Betätigte sich wacker körperlich. Lachte, weil es ihm keiner gleichtat bei körperlichen Anstrengungen. Aber Bücher führen, nein, das brachte er nicht fertig, da war es um seine

Zuverlässigkeit übel bestellt. Jeden Sonntag mußte er irgend ein Sportfest besuchen. Manchmal schon Sonnabends, öfters ging auch der Montag noch mit drauf. Und als der Winter kam, sagte er sich, daß er aus diesem Nest fort müsse. Kein ordentliches Reck, keinen Barren und keinen Saal, in dem man sich für Radrennen trainieren konnte. Wohin? Nach Hause. In der Stadt war ja alles da, was es hier nicht gab.

Freudig wurde er von den Sportfreunden begrüßt, vom Vater mit Gebrumm empfangen.

„Da hab' ich geglaubt, endlich nähmst du Vernunft an! Nun frag' ich, was soll nun geschehen?"

Darüber hatte sich Hans Elgen noch keine Gedanken gemacht. Vorläufig war er nur ungehalten über den unfreundlichen Empfang.

„Ich rauche nicht, ich trinke nicht, durchfüttern werdet ihr mich doch wenigstens können!"

„Hast du denn gar kein Gefühl dafür, wie schändlich es ist, wenn ein gesunder Kerl in deinem Alter so spricht?"

Nein, das fehlte ihm offenbar. Aber er dachte auch daran, zu verdienen; mit der Zeit würde sich schon etwas finden.

Der Vater glaubte nicht an solche Harmlosigkeit. Faulheit war's nach seiner Meinung.

Das ging dem Sohn doch gegen den Strich. Er und — faul? Ja, könne man sich denn gar keinen Begriff machen, wie sich einer anstrengen müsse, um Eichenkranz auf Eichenkranz zu holen? Andere könnten sich ganz anders trainieren. Er und sich schlagen lassen bei den Kämpfen? Wenn es schon sein mußte, dann sollten die anderen wenigstens ordentlich zu würgen haben, bis sie mit ihm fertig wurden. Es sei ja recht schön auf dem Land gewesen und die Arbeit sei ihm nicht schwer gefallen, aber

wer Sport triebe, gehöre in die Stadt. Keine zehn Pferde brächten ihn wieder raus zu den Bauern.

Hans Elgen wurde bei Wettspielen wiederholt geschlagen. Das machte ihn wild.

„Da seht ihr's ja, ich bin nicht mehr in Übung!"

Mit eisernem Fleiß trainierte er. Die Vorwürfe seines Vaters, er solle seine Willenskraft lieber an Arbeit wenden, die klingenden Lohn brächte, verfingen nicht. Man verstand den Sport nicht zu schätzen. Später fand sich sicher für ihn ein Unterkommen als Lehrer in einem großen Turnverein. Ob der ihm einen Gehalt zahlen konnte, von dem er leben konnte, darüber dachte er gar nicht nach.

Anfang Juni war's. In einer mitteldeutschen Universitätstadt hatte Hans Elgen an einem stark besuchten Gauturnfest teilgenommen. Erster Sieger war er geworden. Er hatte sicher damit gerechnet. Daß es kein leichtes Spiel sei, war ihm vorher klar gewesen. Außer Eichenkränzen schleppte er beide Arme voll Ehrenpreise weg mit fröhlichem Lachen. Der Beifall war ihm auch zu Kopfe gestiegen und nicht zuletzt die schmeichelhafte Anerkennung des Gauturnwartes.

„Bei den olympischen Spielen hofft unser Gau Sie in der Front zu sehen!"

Jubelnd beglückwünschten ihn seine Freunde, Mädchen blickten ihn bewundernd an. Ja, er war ein Kerl! Schade, daß der Vater nicht da war. Vielleicht hätte er dann begriffen, daß es doch Höheres gab, als sich für Mammon zu schinden. Und wenn er mit einem Schlage eine Million verdient, ganz sicher hätte er nicht solche Freude empfunden, wie über diesen großen Sieg. Seine Freunde hatten ihn auf ihre Schultern gehoben, die Musik war jubelnd eingefallen, tausendfältiges „Heil" war er-

klungen, zahllose Hände hatten ihm grüßend zugewinkt.

Abends gab es ein Fest mit Konzert in einem großen Wirtsgarten. Als er ihn betrat, schallte ihm wieder tausendfältiger Zuruf entgegen. Feierlich wurde er zum Ehrentisch geleitet. Raketen stiegen in die laue Nacht, Leuchtkugeln überholten einander und zerstoben. Lieder, die Vaterland und Liebe priesen, begleitet von der Musik, erklangen, machten die Brust weit, die Augen feucht. Zwischen den Turnern bewegten sich junge Mädel in Weiß, Himmelblau, Rosa mit Vätern und Müttern. Ein Walzer ließ die Beine zucken. Ein Blick in Mädchenaugen, ein Nicken, man tanzte.

Hans Elgen saß da mit vorgeschobener Unterlippe, ein eigenartiges Gefühl hatte ihn mit einem Male überfallen. War's Abspannung nach den großen, körperlichen Anstrengungen? Er drehte das mit Zitronenwasser gefüllte Glas im Kreise herum. Die Plätze rechts und links und gegenüber leerten sich am Ehrentisch. Die Walzermelodie hatte die Jugend lebendig gemacht. Da fühlte er, daß zwei Augen auf ihm ruhten. Er hob den Kopf. Schräg gegenüber saß ein junges Mädel, das zwang ihn, aufzublicken.

„Tanzen Sie nicht, Herr Elgen?"

„Wenn es mit Ihnen sein darf!"

Das blonde Mädel lachte.

„So war's nicht gemeint! Ich möchte nur gern klug werden aus dem ‚ersten Sieger'! Neugierig bin ich. Ich habe Sie heute beim Turnen bewundert, dann hier Ihre Mäßigkeit beim Trinken gesehen, und versuche nun, in Ihrem Gesicht zu lesen. Ich hab' geglaubt, wer so zu siegen versteht, wie Sie, dem blitzen nach solchen Taten die Augen, der fühlt sich! Augenblicke gab es, da schien

es mir so, aber dann zogen sich immer wieder Falten auf Ihrer Stirn rasch zusammen!"

Vor dem Mädel mußte man sich in acht nehmen.

„Ich bin kein Freund von dem — Rummel, wie er nach Wettspielen üblich ist."

„Warum den starken Ausdruck — Rummel? Man hat gekämpft tagsüber, mit manchem, den man noch nicht kannte, den man seiner Leistungen wegen schätzen lernte. Bietet dann nicht der Abend, das gesellige Beisammensein, den besten Anlaß, festzustellen, ob der Fremde, mit dem man sich gemessen, nicht auch zum Freund taugt?"

„Gewiß! Das heißt ... Do muß wohl ein innerer Drang dazu nötigen, den Menschen auf den Grund des Wesens zu schauen, mit denen man um den Sieg gerungen hat. Aber Ihre Worte geben mir zu denken. Ich danke Ihnen."

Ein freundliches Lächeln spielte um Hans Elgens bartloses, hübsches Gesicht. Es wich auch nicht von ihm, als das junge Mädchen abwehrte.

„Für Neugier Dank? Ich bitte Sie!"

Ein verlegenes Lachen folgte den Worten.

„Es scheint, ich bin wirklich arg abgespannt heute, ein Wunder ist's schließlich nicht. Wenn ich ein wenig mit Ihnen auf und ab gehen dürfte, da wäre ich Ihnen herzlich dankbar!"

„Kann man dem Sieger solche Bitte abschlagen?" sagte sie schalkhaft und erhob sich.

Sie sahen dem Tanze zu, gingen weiter durch eine kleine Pforte, ein Fußsteig führte bergan, an Feldern vorüber. Sie redeten nicht, sahen in die mondbeschienene Nacht. Das Getreide schoß in die Halme, über dem Fluß lag ein grauer, feiner Dunst. Auf den Höhen drüben standen schwarz die Wälder. Hinter ihnen zerflatterte das

Lärmen und Lachen, in verwehten Akkorden drang die Musik zu ihnen. Sie merkten es nicht, daß sie schon so weit gegangen waren.

Da blieb das blonde Mädel an seiner Seite stehen. Das schreckte ihn auf aus seinen Träumereien. Sie fragte: „Was sind Sie von Beruf, Herr Elgen?"

Er zuckte die Schulter.

„Ich bin noch auf der Suche."

Er fühlte den erstaunten Blick auf sich ruhen, schaute mit gefurchter Stirn in die Weite.

„In Ihrem Alter weiß man doch, was man will. Sie verfügen über Willenskraft wie wenige!"

„Mag sein! Ich kann nicht still sitzen! Hab's nie gelernt."

„Da, da sind Sie wohl gar Ihren Eltern zur Last?"

Den Kopf warf er in den Nacken, antwortete aber nicht.

Sie wartete geduldig eine Weile. Dann sagte sie und ihre Stimme klang müde: „Gehen wir zurück."

Elgen ärgerte sich. Den ganzen Beifall des heutigen Tages, den Sieg, hätte er in diesem Augenblicke ohne Zaudern hingegeben für ein freundliches Wort aus diesem Mädchenmund, Antworten mußte er, sich entschuldigen, sie sollte nicht gering von ihm denken.

„Sie ahnen nicht, welche Mühe und Zeit, wie großer Anstrengungen es bedarf, bis man der beste Turner in einem Gau wird."

„Doch, das weiß ich! Meine beiden Brüder sind ja auch eifrige Turner!"

Wieder schwiegen sie. Immer langsamer wurde ihr Gang. Ihm war's, als zögere dies Mädchen, zurückzukehren zu dem Fest, bevor sie mehr von ihm wußte. Warum wollte es mehr wissen?

Halb trotzig sagte er: „Irgendwie wird sich auch für mich eine Futterkrippe finden.“

„Ja. Jeder muß heute seine Pflicht tun. Antworten Sie mir nicht, Sie hätten noch keine Pflichten im bürgerlichen Leben. Ich möchte das nicht von Ihnen hören.“

Sie ging schnell den Hang hinunter, der Pforte zu. Er mußte ausschreiten, um an ihrer Seite zu bleiben. Dann brachte er sie noch an den Ehrentisch, das Fest ging dem Ende entgegen.

Ein paar Turner kamen an, trugen ein Langschild. Wollten Hans Elgen holen. Hinter ihnen drängten Menschen heran. Den Eichenkranz um die Stirn, sollte er, auf dem Schild stehend, voran die Musik, durch die Stadt getragen werden, hinunter zum Bahnhof.

Erstaunte Blicke gab's. Hans Elgen war nicht am Ehrentisch. Rufe nach ihm blieben ohne Antwort. Enttäuschte Gesichter. Nur ein blondes Mädel lächelte vor sich hin, sah hinüber nach dem Glase, in dem das Zitronenwasser schal geworden war. Das Lächeln erstarb allmählich, aber um die Mundwinkel zuckte es noch wie verhaltener Schmerz.

Hans Elgen fiel es nicht schwer, zu erfahren, wer das junge Mädchen war. Man hatte die beiden ja zusammen gesehen. Sie hieß Regine Reimer, war die Tochter eines Studienrates. Er hatte sich über sein Gebaren nachher geärgert, nun lag ihm daran, sie wiederzusehen. Ihre Vorwürfe wirkten als Stachel in seinem Herzen, bohrten sich tiefer und schärfer ein. Regine Reimer hatte recht. Ein Kerl wie er, und konnte nicht mal sein täglich Brot verdienen!

Eines Tages sprach er mit seinem Vater über seine Zukunft. Der war erstaunt.

„Erfreulich, daß du anfängst, einzusehen, daß deinem untätigen Leben ein Ende gemacht werden muß. Hast du denn feste Pläne?“

„Nein, noch immer nicht.“ Vielleicht fand er einstweilen in einer Großstadt, vielleicht in Berlin, eine Anstellung als Turnlehrer bei einem Verein. Gelang ihm das, wollte er sehen, wie er weiter vorwärts kam.

Der Vater wiegte den Kopf hin und her. Der Junge hatte wenigstens endlich den Vorsatz, zu arbeiten.

„Es gibt doch Zeitschriften. Laß mal eine Anzeige los. Falls unter den Eingängen etwas Passendes für dich ist, kannst du auf meine Unterstützung rechnen.“

Hans Elgen wurde ersucht, nach Berlin zu einer Aussprache zu kommen. Sein Vater äußerte Bedenken.

„Die Reise kostet Geld und sicher ist es auch nicht. Aber du könntest dich dann in Berlin weiter umsehen. Schreibe erst noch einmal hin.“

Das tat er. War froh, Zeit zu gewinnen. Ein größeres Turnfest wollte er erst noch mitmachen. Hoffentlich traf er da wieder mit Regine Reimer zusammen. Sie würde gewiß dort sein. Seinetwegen. Er fühlte das. Tag und Nacht dachte er an sie. Und sie war mit ihren Gedanken bei ihm. Aussprechen wollte er sich dann mit ihr. Und wenn es so kam, wie er ersehnte, dann ging er nach Berlin und zimmerte an seiner Zukunft.

Er sah sie nicht während des Preisturnens, aber er fühlte ihre Nähe. So Hervorragendes hatte er noch nie geleistet wie an diesem Tage. Der Beifall befriedigte ihn heute mehr als sonst, aber er tat, als nehme er ihn als selbstverständlich hin. Erst, als ihm der Sieg nicht mehr zu entreißen war, suchte er nach ihr. Und er fand sie schnell. Sie streckte ihm die Hand entgegen.

„Ich möchte Sie gern ungestört sprechen,“ sagte er.

Seine Augen bettelten. Die Röte schoß Regine Reimer ins Gesicht. Aber sie sah ihn doch ruhig an.

„Herr Elgen, ich weiß nicht, ob ..."

Er ließ sie nicht weiter sprechen.

„Ich bin daran, eine Anstellung anzunehmen, in Berlin. Ihre Meinung möchte ich hören."

„Du lieber Himmel, was versteh' ich von solchen Dingen!"

Sie wollte sich wehren. Fühlte, daß sie nicht wieder von Hans Elgen loskam, wenn sie ihn anhörte.

Er drängte, er bat.

„Also gut! ... Nachher!"

Sie dachte daran, nach dem Bahnhof zu gehen und heimzufahren. Aber da versagten Kopf und Füße. Eingekeilt stand sie zwischen den Menschen, die Augen auf Hans Elgen gerichtet. Wucht, gesammelte Kraft, Schönheit jede seiner Bewegungen, kein Wunder, daß Beifallstürme über den Platz rasten, als er am Barren turnte.

Dann trat er gelassen an sie heran. Sie ging an seiner Seite, willenlos. Zwischen Hecken, die einen schmalen Weg einrahmten, rechts und links Gärten, wanderten sie hin und her. Er erzählte ihr, was er vorhabe.

„Es ist ein schwerer Anfang, aber ich werde schon weiter kommen. Glauben Sie an mich?"

Sie blieb stehen. Die Spitze ihres Sonnenschirmes bohrte sie in den Boden. Ihr Herz war weit geworden. Ein aufmunterndes Wort wollte sie ihm mit auf den Weg geben; für den Anfang mußte das genügen.

„Ich glaube an Ihre guten Vorsätze und an Ihre Willenskraft. Wenn Sie klaren Kopf behalten, werden Sie das Leben auch zwingen."

Schwer ging sein Atem. Dies blonde, schlanke, hübsche Mädel! Er sah sich um, faßte nach ihrer Hand.

„Geben Sie mir mehr mit als gute Worte — eine Hoffnung! Ich hab' Sie lieb, Regine!"

Ihr Kopf sank nach vorn, ein Lächeln lag um ihre Lippen. Er hatte ihr nur gesagt, was sie gleich gefühlt, sie gehörten zueinander.

„Fahren Sie nach Berlin und schreiben Sie mir ab und zu, wie es Ihnen geht, ich will Ihnen antworten."

Fester faßte seine Hand zu.

„Das genügt mir nicht! Dazu hab' ich Sie viel zu lieb! Ich beiß mich schon durch, wenn ich weiß, daß mir der schönste Lohn winkt, den ich mir denken kann. . . . Regine!"

Da hob sie den Kopf, aus ihren blauen Augen strahlte Seligkeit. Und dann entzog sie ihm ihre Hand.

„Vorwärts, Hans Elgen! Es geht um die Zukunft!"

Sie wollte davon eilen. Lachend holte er sie mit ein paar Schritten ein, hielt sie am Arme fest.

„Du?"

„Ach, Hans!"

Nein, hier konnten sie sich jetzt nicht küssen. Aber am Abend geschah es in diesem Heckenweg.

„Kämpf wacker! . . . Kämpf wacker!"

Ein Lachen kam ihm tief aus der Brust.

„Ich sieg auch da, verlaß dich drauf! Den schönsten Ehrenpreis hab' ich heute gewonnen!"

Hans Elgen erlebte schwere Enttäuschungen. Es war aussichtslos, sich weiter bei einem großen Turn- oder Sportverein Groß-Berlins nach einer Anstellung umzusehen. Aber nach Hause wollte er nun auch nicht mehr. Der Vater hatte ihm beim Abschied Geld gegeben und gesagt: „Ein Notpfennig, Hans, der dir erleichtern soll, dich in Ruhe nach etwas für dich Geeignetem umzu-

sehen. Sparsam bist du, das ist eine gute Eigenschaft an dir, die ich immer anerkannt habe. Wenn du einen Vertrag unterschreiben sollst, schick ihn mir erst zu, damit ich dir als Jurist raten kann."

Geknickt saß Elgen in einem Café Unter den Linden, las den Anzeigenteil der großen Zeitungen durch. Vielleicht war ihm der Zufall günstig. Mochte es für den Anfang noch so eine bescheidene Tätigkeit sein, er war entschlossen, alles anzunehmen, wenn sich nur die geringste Möglichkeit bot, emporzukommen. Regine wartete ja auf Nachricht. Die Unterlippe zog er zwischen die Zähne, seine Stirn legte sich in Falten. Er mußte etwas finden — schon ihretwegen!

Schließlich legte er die letzte Zeitung enttäuscht aus der Hand. Kameraden von früher lebten hier. Den einen und den anderen wollte er aufsuchen, vielleicht konnte man ihm einen guten Rat geben. Heute war es schon zu spät. Sein Blick fiel auf die fettgedruckte Überschrift in einer der Zeitungen: Premiere im Zirkus.

Er las, was dort an neuen Glanznummern zu sehen war. Halsbrecherische Leistungen, Nervenkitzel für die Großstädter. Pferde und der „dumme August" wirkten da schon längst nicht mehr allein. Hochstand am schwebenden Reck, Überschlag und im nächsten Augenblick auf einem anderen in Schwingungen versetzten schwebenden Reck wieder im Hochstand stehen, ganz oben in der Kuppel, das war etwas. Er sah nach der Uhr, wenn er sich gleich aufmachte, bekam er vielleicht noch einen Stehplatz. Zwei Stunden vergingen ja noch bis zum Beginn der Vorstellung.

Er hatte Glück, bekam oben auf der Galerie noch eine der letzten Karten. Von hier aus würde er die Kunststücke besonders gut beobachten können.

Während die Zuschauer erleichtert aufatmeten, wenn das Kunststück gelang, lächelte er. Ein Kinderspiel war es wahrhaftig nicht, was da gezeigt wurde, aber wenn er tüchtig übte, getraute er sich das nachzumachen.

Nach der Vorstellung versuchte er Herrn „Kutinow", so nannte sich der Artist, zu sprechen. Ein Zirkusdiener verriet ihm, wo der Herr noch einen Schoppen Bier zu trinken pflegte. In einer Pilsener Bierquelle in der Nähe der Friedrichstraße saß Kutinow mit einem anderen Herrn zusammen. Er stellte sich vor, sagte, daß er als Turner sich einen bekannten Namen gemacht habe und bat, am Tische mit Platz nehmen zu dürfen.

„Seh' ich Ihnen an," sagte Kutinow, „daß Sie Turner sind. Dafür hab' ich 'nen Blick! Übrigens ist Kutinow mein Künstlername, ich heiße Belz. Und der Herr neben mir ist ..."

„Der dumme August," sagte der Fremde.

Das klang ein wenig bitter. Aber dann machte der gutgekleidete „dumme August" eine Handbewegung, die etwa sagte: „Tut nichts, machen Sie kein so erstauntes Gesicht."

Herr Belz fragte nach Elgens Leistungen. Zog die Augenbrauen hoch, stieß den Zigarettenrauch durch die Nase, befühlte prüfend Arm- und Beinmuskeln Hans Elgens, sah ihn mit Kenneraugen an und sagte dann gerade heraus: „Wollen Sie unter die Zirkusleute gehen?"

„Warum nicht? Wenn dabei Geld zu verdienen ist!"

„Freund Belz schneidet auf, wenn er von seiner Gage spricht," spöttelte der „dumme August".

„Tu' ich, wenn Neugierige mich aushorchen wollen! Ihnen aber, mein Lieber ..."

Der „dumme August", der auf Elgen einen ruhigen,

gediegenen Eindruck machte, schnitt mit einer kurzen Handbewegung die Weiterrede seines Freundes ab.

„Ich warne Sie! Es ist kein gutes Brot, das wir essen. Wenn Sie es nicht unbedingt nötig haben, setzen Sie sich noch heute nacht auf die Bahn und fahren heim. Wen der Zirkusteufel einmal beim Genick hat, der ist ihm rettungslos verfallen."

Belz nickte zustimmend und sah in sein Glas mit ernstem Gesicht.

Hans Elgen sagte: „Der Zufall führte mich in den Zirkus."

„Der Zufall ist der niederträchtigste aller Halunken," sagte der „dumme August".

„Ich muß schnell viel Geld verdienen!"

„Was, schnell und auch noch viel," höhnte Belz. „Und das beim Zirkus! Es gibt wohl einige, aber nur wenige, die bringen das fertig. Meist sind's Leute, die tollkühne Sachen machen, über die man sich wundert, weil sie sich noch immer nicht totgestürzt haben."

Diesmal nickte der „dumme August" zustimmend.

„In Amerika, da hab' ich so 'ne ganz hanbüchene Geschichte erlebt."

„In Amerika waren Sie?"

„Freiwillig nicht. Ich bekam als ungeratener Sohn freie Überfahrt. Nachdem ich mir genügend Fußtritte und Ohrfeigen geholt, teilte ich selber welche aus, tat wenigstens so — als ‚dummer August'. Daß ich der mal werden würde, hätte meine Verwandtschaft nie geglaubt!"

Nachdenklich saßen sie eine Weile da. Dann winkte der „dumme August" dem Kellner, zahlte für sich und seinen Freund. Sagte dann zu Hans Elgen: „Ich rate Ihnen nochmal, machen Sie, daß Sie fortkommen. Sollten Sie

aber dennoch den Glauben haben, daß Ihr Weizen beim Zirkus blühen könnte, dann will ich Ihnen morgen um ein Uhr, nach der Probe, hier erzählen, wie locker das Leben denen im Leibe sitzt, die bei uns ‚viel Geld‘ verdienen wollen. Sie heile ich! Möcht' es wenigstens wünschen. Denn es scheint Ihnen nicht viel anders ergangen zu sein, wie mir seinerzeit, Sie sind auch aus einem besseren Nest als lockerer Vogel davongeflattert.“

Ungehalten wurde Hans Elgen am nächsten Mittag begrüßt.

„Sie sind also doch hier geblieben.“

„Ich hab' keine Nerven. Will irgend etwas versuchen, bei dem den Zuschauern der Atem verschlägt. Das, was Herr Belz macht, gelingt mir gewiß auch — nach einigem Üben!“

„Er hat sich nach Ihnen erkundigt. Sie sind bekannt als hervorragender Turner.“

„Und Tennisspieler, Fußballer, Radfahrer ...“

„So, Radfahrer auch?“

„Straßenrennen hab' ich viel gewonnen.“

„So, so! Von vier Radfahrern wollte ich Ihnen erzählen. Von denen ist in Amerika jeder in anderthalb Jahren Dollarmillionär geworden.“

„Das wäre in Deutschland ein schönes Stück Geld.“

„Hören Sie: Nachdem ich, der ungeratene Sohn, Telleraufwäscher und Eckensteher gewesen war, wurde ich Stallbursche in einem Wanderzirkus. Ich muß einmal da sein, wo Pferde sind. Ein lustiger Kerl war ich immer gewesen, gewandt auch, kurz und gut, ich wurde aushilfsweise bald als zweiter ‚dummer August‘ verwendet. Und ich machte es bald besser als der erste. Da bekam ausnahmsweise einmal nicht ich den Fußtritt, sondern der ‚dumme August‘ Nummer eins. In den

Vereinigten Staaten fackelt man nicht lange! Jeder sucht sich zu verbessern, in San Franzisko gelang es mir. Ich arbeitete in einem guten Zirkus. In Amerika wollen die Nerven noch ein bißchen mehr gekitzelt werden als in Deutschland. Je toller etwas ist, umso besser wird bezahlt. Kann man so was nicht, ist man drüben aufgeschmissen. Unser Zirkusdirektor verstand sein Handwerk. Vier verwegene Jungens meldeten sich eines Tages bei ihm, die nichts mehr zu verlieren hatten als ihr bißchen Leben. Menschenleben stehen drüben nicht hoch im Kurs. Die vier hatten eine Nummer ausgearbeitet, die auf die Dauer nicht ohne Unheil abgehen konnte. Einen Riesenkorb aus Latten ohne Boden hatten sie sich gebaut, der sollte an Stricken, durch eine elektrisch betriebene Winde langsam hoch bis zur Kuppel gezogen werden und sich dann langsam wieder senken. Und in dem Korb ohne Boden wollten sie wie toll während des Hebens und Senkens radfahren. Solange kein Reifen platzte oder ein Rad aus anderem Grunde versagte, konnten sie nicht herunterfallen. Waren sie etwa drei Meter über dem Boden, wurde über den ganzen Vorführungsraum im Zirkus ein Netz gespannt, das wieder eingezogen wurde, wenn sie beim Herunterkommen sich dem Boden näherten. Ein Unfall konnte also noch einigermaßen gut ablaufen."

Hans Elgen wurde unruhig; das Herz schlug ihm fühlbar.

„Das kann so schwer doch gar nicht sein. Nur muß es einer machen, nicht vier. Darin liegt das Gefährliche. Hat ein einzelner Unglück, stößt er das Rad zur Seite und fällt ins Netz."

„Sie haben begriffen! Aber in Amerika muß es die Masse machen. Übrigens sind wir in Deutschland auf

dem gleichen Wege. Kurz und gut, die verwegene Raserei ging merkwürdigerweise anderthalb Jahre gut. Wo wir hinkamen, war der Zirkus bis zum letzten Winkel voll. Die Dollars kamen scheffelweise ein. Und wie es immer geht, die vier tollen Burschen wurden gleichgültig gegen die Gefahr. Da geschah es eines Tages, als der Korb hoch oben war, daß alle vier herabstürzten, einer überfuhr den anderen. Es ging alles so schnell, daß kein Mensch sagen konnte, wie das Unglück geschehen war, ob ein Reifen geplatzt, ob einer den anderen angefahren oder sonst irgend einer von den verfluchten Zufällen im Spiele war. Drei waren tot. Der eine war wahrscheinlich schon oben im Korbe so elend überfahren worden, daß er genug hatte, einem anderen stak eine Radspeiche im Hals, der dritte hatte sich an sein Rad geklammert, war im Netz mit dem Kopf auf die Lenkstange gefallen und hatte das Genick gebrochen. Dem vierten hatte es nur ein paar gequetschte Rippen gekostet."

Hans Elgen fragte: „Hat seitdem keiner versucht, das nachzumachen?"

„Ich hörte nichts davon. Sie unterbrachen mich vorhin, meinten, wenn es einer allein riskierte, könnte es nicht allzu gefährlich sein. Ganz meine Ansicht. Deshalb hab' ich Ihnen die Geschichte erzählt. Falls Sie so heillos verrückt sein wollen und sich dem ‚Zirkusteufel' verschreiben, wäre das etwas. Aber dann kommen Sie von dieser dämonischen Macht nicht wieder los!"

„Das glaube ich nicht."

„So haben wir alle gesagt und sind doch dabei geblieben. Können Sie verschwiegen sein?"

„Mein Wort."

„Gut! Was ich Ihnen jetzt sage, geschieht, um Sie zu warnen. Ich war einst süddeutscher Reiteroffizier. Schul-

den verschafften mir die Freifahrkarte nach Amerika. Wie mir's dort erging, hörten Sie. Der Weltkrieg kam. Englisch hatte ich sprechen gelernt wie ein Vollbtutamerikaner, für gehöriges Geld mir einen Paß besorgt, mit dem ich nach Norwegen kam. Und dann stand ich bald an der deutschen Front. Als das bittere Ende gekommen war, hätte ich Gelegenheit gehabt, mich als brauchbares Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu betätigen. Aber ich kam nicht mehr los vom Zirkus. Das Ende vom Liede kennen Sie: ‚Dummer August' im Vaterland. Bis mich andere verdrängen. Dann bleibt mir die Wahl: verrecken im Straßengraben oder 'ne Kugel durch den Kopf! Na, die Entscheidung soll mir nicht schwer fallen. Das alles weiß ich und trotzdem — der Zirkusteufel hat mich nicht losgelassen. Ich warne Sie nochmals ... Kommen Sie, ich bringe Sie zur Bahn."

Hans Elgen zögerte. Dann warf er den Kopf in den Nacken, sah den „dummen August" mit einem langen Blicke an.

„Ehrlichkeit gegen Ehrlichkeit!" Er erzählte, daß auch er sich nicht im bürgerlichen Leben zurechtfände, sprach von seiner Liebe. „Ich will Geld verdienen, rasch und viel. Breche ich das Genick, was kommt es darauf an? Wenn ich genügend zusammengescharrt habe, dann ..."

„Kommen Sie vom Zirkus doch nicht wieder los!"

„Da unterschätzen Sie meine Willenskraft."

„Reden Sie sich doch nichts ein. Wo war denn Ihre — Willenskraft, als es galt, sich im bürgerlichen Leben durchzubeißen? Nur sich nicht selbst beschummeln mit leeren Hoffnungen."

„Sie werden sehen, ich behalte recht, nicht Sie. Ich versuche diesen Trick. Für einen einzelnen kann die Leistung nicht so schwer und weniger gefährlich sein. Der

Haken hängt ganz wo anders. Wer baut mir solch einen Korb? Wo kann ich üben? Wenn ich im Zirkus mich anböte, ob dann der Besitzer sich darauf einließe, das ist für mich die einzige Frage."

„Diese Leute sind immer auf der Suche nach etwas besonders Ausgefallenem. Da hängen sie auch einmal Geld an einen Versuch."

„Wollen Sie mich bekannt machen mit dem Direktor? Bitte!"

Der „dumme August" pfiff leise vor sich hin. Sagte dann: „Gott, so 'n Korb kostet selbst heutzutage nicht die Welt. Netz und ein elektrischer Aufzug sind da. Ich könnte ja mal mit unserem Obersten sprechen."

„Tun Sie's bald, ich bitte!"

„Jetzt ist's halb drei. Um vier Uhr könnten wir hingehen. Aber dann sind Sie verloren. Dann hat Sie der Zirkusteufel beim Genick, falls man sich auf ihren Vorschlag einläßt."

Hans Elgen lachte hellauf.

„Wenn das Ihre größte Sorge ist, die schlagen Sie getrost in den Wind. Sie überzeuge ich bald davon, was ich für ein Kerl bin!"

Hans Elgen mußte eine lange Geduldsprobe durchmachen. Sein Plan war zwar recht für den Zirkus, aber ein Gedanke war noch lange keine Tat. Man erkundigte sich genau nach seinen sportlichen Leistungen, eine ärztliche Untersuchung wurde vorgenommen, vor allem wurde er auf Schwindelfreiheit geprüft.

„Der weiß überhaupt nicht, was Nerven sind," sagte der Arzt.

Ein Korb ohne Boden, aus Latten, wurde gezimmert, der nach oben sich allmählich erweiterte. Dann begannen

die ersten Versuche. Der Korb wurde auf eine Bretterunterlage gesetzt, auf der fuhr Hans Elgen erst in scharfem Tempo im Kreise, brachte dann mit einem Schwunge das Rad auf das untere Ende des Korbes und sauste in dem dann bei jeder Runde einen Zoll höher hinauf, bis er in die Mitte gelangte. Stürzte er, war ein Genickbruch möglich. Aber es ging alles gut.

Der „dumme August" war bei den Übungen immer dabei. Die Lippen zusammengepreßt, stand er da und machte sich die bittersten Vorwürfe. Da spielte ein Mensch um sein Leben, und er hatte ihm den Gedanken beigebracht.

Nach einer Woche wurde der Korb zum ersten Male allmählich zwei Meter langsam hochgewunden und ein Netz darunter ausgespannt, sobald er sich erhob. Auch das ging gut. Höher und höher wurde der Korb in den nächsten vierzehn Tagen gezogen und nach einem Monat bis unter die Kuppel.

Bei den Proben war auch der Zirkusarzt zugegen. Nach jeder Übung untersuchte er Hans Elgen gründlich, stellte Herztätigkeit und Blutdruck fest.

„Solch einen Menschen hab' ich noch nicht unter den Fingern gehabt," sagte er.

Elgen lachte. „Die Raserei ist weniger gefährlich, als ich erst glaubte."

Der „dumme August" trat ihm auf den Fuß. Sie waren unzertrennliche Freunde geworden. Beim Mittagessen las er Hans Elgen gehörig die Leviten.

„Sie Dummrian! Unser Direktor ist ganz aus dem Häuschen vor Freude über Sie."

„Das hab' ich noch nicht bemerkt."

„Weil Sie ein fabelhaft harmloses Geschöpf sind. Der wird Ihnen bald mit einem Vertrag kommen. Sind

Sie nicht zäh wie Leder, barbiert er Sie über den Löffel. Den Mund müssen Sie voll nehmen und vor allem sich erst einmal nur auf vier Wochen binden. Hat er dann den Zirkus Abend für Abend gerappelt voll, dann sagen Sie: friß Vogel oder stirb."

„Er hat mich doch sozusagen ausbilden lassen."

„Doch nicht um Ihrer schönen Augen willen, sondern weil er in Ihnen eine große Kanone wittert. Gut leben müssen Sie doch bei solchen Anstrengungen." Der „dumme August" lächelte. „Haben Sie mir nicht gesagt, Sie wollten nur 'nen hübschen Haufen Mammon zusammenkratzen, um Ihre Herzallerliebste heiraten zu können?"

Einen roten Kopf bekam Hans Elgen.

„Gewiß, so war es gemeint."

„Das klang nicht besonders echt. Ja, wenn uns erst der Geruch von Pferdestall und Sägespänen in der Nase kitzelt, dann sind wir aufgeschmissen. Dann leb' wohl, bürgerliches Dasein!"

Hans Elgen begehrte auf.

„Wenn ich genug in der Tasche habe, hör' ich auf."

„Fragt sich, was Sie unter ‚genug' verstehen."

„Ich kann mit wenigem auskommen. Mich peinigt augenblicklich nur ein moralischer Jammer. Ich hab' meiner Braut noch nicht geschrieben, was ich hier treibe. Auch nicht meinem Vater."

„Tun Sie's überhaupt nicht. Sonst sagt man daheim, Sie gehören in eine Irrenanstalt. Sagen Sie denen, die Ihnen am nächsten stehen, einstweilen nichts. Treten Sie unter angenommenem Namen, geschminkt und in einer Maske auf. Wie ich heiße, haben Sie ja bis heute noch nicht erfahren, ich sag's Ihnen auch nicht, und trotzdem sind wir gute Freunde geworden."

Seine Hand hielt Hans Elgen dem „dummen August“ hin.

„Wenn es zu einem Vertrag kommt, dann stehen Sie mir bei — als guter Freund.“

„Versteht sich! Und ich denke, wenn Sie nicht abstürzen sollten, dann machen wir zusammen einen Ausflug in Länder, wo das Geld mehr wert ist, damit Sie genug Gold einscheffeln können vor dem Genickbruch. Ich hab' Sie zu der Dummheit verführt, aus lauter Gutmütigkeit. Jetzt muß ich mir die schwersten Vorwürfe machen. Da will ich wenigstens das Recht haben, Ihnen ein Bein kaput zu schmeißen, wenn Sie nicht aufhören zur rechten Zeit.“

In den Zeitungen und an den Anschlagsäulen kündigte der Zirkus seinen neuesten Schlager an.

Am Mittag, beim Essen, vor Hans Elgens erstem öffentlichem Auftreten konnte der „dumme August“ seine Unruhe nicht verbergen.

„Lachen Sie mich aus! Erleichtert's Ihr Herz, soll es mir recht sein. Es geht fast jedem so, er bekommt erst einmal das Lampenfieber. Sie aber dürfen keines haben. Lassen Sie sich durch die vielen Menschen, die alle nach Ihnen starren, nicht irre machen.“

„Bisher kam bei Gefahr immer die größte Ruhe über mich.“

„Möge es auch heute abend so sein.“

Erst nach der großen Pause kam der Schlager daran. Überfüllt war der Zirkus. Von zwölf stämmigen Dienern wurde der „Korb“ unter den Klängen eines Marsches hereingetragen und befestigt.

Ein Stallmeister prüfte umständlich, zur Erhöhung der Spannung, ob alles in Ordnung sei.

Er ließ durch die elektrische Winde den Korb langsam zum Kuppelgewölbe steigen und sich wieder senken, bis er zwei Meter über dem Boden hielt.

Dann setzte die Musik mit einem Marsch ein.

Das Rad auf der Schulter betrat Elgen den Raum, geschminkt, Haar und Brauen schwarz gefärbt, in einer Kleidung, über die man im ersten Augenblicke lächeln mußte. Grellrot der Rock, gelb die kurzen Hosen, nackt die Knie, rote, bis zur Wade reichende, anliegende Schuhe aus weichem Leder. Da brach ein Beifallsturm los. Elgen winkte mit der Hand, trat unter den Korb, stellte mit einem Ruck das Rad hin.

Jäh brach die Musik ab. Der Korb senkte sich. Eine Minute stand er unbeweglich. Ein Schuß knallte. Aufs Rad schwang er sich, fuhr wie toll in dem Käfig im Kreise. Ein Ruck, er war im Korb, durch die Latten huschte ein roter Schein, der Schimmer seines silberglänzenden Rades. Rufe des Erstaunens — des Schreckens. Langsam hob sich der Korb. Nicht alle Besucher konnten den Nervenkitzel ertragen. Höher stieg der Korb, immer höher! Das Netz wurde rasch aufgespannt.

In einer Ecke kauerte der „dumme August". Wohl keinem schlug das Herz so wie ihm; er fluchte dem Geschick, das ihm Hans Elgen in den Weg geführt. Neben ihm stand Kutinow, der „Künstler am schwebenden Reck", die Arme über die Brust gekreuzt. Beide sahen sie gespannt hinauf. Gleich kam der gefährlichste Augenblick, wenn der Korb still stand unter dem Kuppelgewölbe und sich dann wieder senkte.

Der „dumme August" atmete auf. Es ging gut! Langsam senkte sich der Korb. Noch konnte man deutlich sehen, wie schräg zur Erde der Fahrer im tollen Wirbel dahinsauste.

Das Netz wurde niedergelegt. Endlich berührte der Korb den Boden. Das Tempo wurde langsamer, das Rad glitt herab. Hoch schnellte der Korb. Hans Elgen stand da, schweratmend und doch lächelnd, unter Beifallstürmen.

Nun lag er, ein Tuch um die Stirn, auf einem Ruhebett in einer kleinen Kammer hinter der Manege. Ein paar Vermittler begehrten Einlaß. Wollten dem neuaufgehenden Stern glänzende Anerbietungen machen. Neben dem Bett saß der „dumme August“. Er fuhr die betriebsamen Herren an: „Weg jetzt! Ruhe ist nötig. Kommt in vierzehn Tagen wieder, sonst laß ich euch alle miteinander von den Dienern aus der Bude schmeißen.“

Spaltenlang berichteten die Zeitungen über diesen „halsbrecherischen Akt“. Das Kunststück wurde das Tagesgespräch von Berlin. Der Zirkus war ausverkauft auf Wochen am nächsten Abend.

Hans Elgen gab zu, ein wenig Lampenfieber gehabt zu haben.

„Aber nur einen Augenblick!“

Als sie am folgenden Tage zusammen Mittag aßen, sagte der „dumme August“: „Nun müssen Sie Geschäftsmann sein. Denn sollten Sie in zwei Wochen noch mit heilen Knochen durch die Luft sausen, machen Ihnen ein Dutzend Waghalsige die Nummer nach.“

„Den ausgezeichneten Vertrag haben Sie mir 'rausgeschunden, das ist vorläufig das Wichtigste.“

„Und es ist gut, daß Sie nur vier Wochen gebunden sind. Länger bin ich's auch nicht mehr. Mit den Vermittlern lassen Sie mich verhandeln, ich kenne die mit allen Wassern gewaschenen Leute.“

„Wir bleiben doch zusammen!“

„Gewiß und gern. Bis Sie kopfüber gegangen sind,

oder das nötige Geld zusammengescharrt haben. Ich hab' gestern abend durch die Brettertür was von Kopenhagen, Amsterdam, Stockholm gehört. Dort ist das Geld mehr wert, als im lieben, zerzausten Vaterland! Wenn auch das Leben teurer ist, es wird dort doch mehr für Sie herausspringen als hier."

„Aber Sie werden schwer tun im Ausland. Witze müssen doch in der Landessprache gemacht werden."

„Ach was, da kennen Sie mich schlecht. Das lern' ich spielend."

Im stillen lachte der „dumme August". „Ich bin doch ein anständigerer Kerl als meine Verwandtschaft mir zutraut. Denn ich hab' doch so was wie Gewissen und Verantwortungsgefühl. Ich hab' den Jungen zu der Tollheit verführt, nun muß ich ihn auch zurückreißen, wenn seine Stunde geschlagen hat, falls er sie überhaupt erlebt. Und wenn ich ein Jahr oder zwei krumm liegen muß, so büß' ich von Rechts wegen für meinen Leichtsinn."

Abend für Abend umbrausten Hans Elgen Beifallsstürme. Neugierige wollten wissen, wer er sei. Seinen Namen erfuhr keiner. Der „dumme August" hatte beizeiten die Fährte verwischt. Nicht einmal seine Wirtin ahnte, was sie für einen berühmten Mieter hatte. Sie hätte ihn als geschäftstüchtige Berlinerin gehörig gesteigert.

Nach Hause hatte Elgen geschrieben, daß er eine Anstellung in einem Sportbetrieb gefunden habe, die ihm erlaube, auf Zuschüsse zu verzichten. Das war für seinen Vater eine große Beruhigung; es schien, als ob sein Jüngster mit der Zeit doch vernünftig würde.

Nach seinem ersten öffentlichen Auftreten war auch

ein Brief an Regine Reimer abgegangen. Sein langes Schweigen hatte er zu entschuldigen gesucht.

„Jetzt hab' ich mein Auskommen. Es geht vorwärts! Hab' Geduld und frage nicht. Über meine Nerven muß ich Gewalt behalten. Nimm, bitte, Rücksicht drauf. Glaube meinen Worten, bald strahlt uns die Welt im rosigen Licht. Vertraue mir!"

Stunden gab es, da wurde Hans Elgen übermütig. Er sagte zum Freunde: „Eigentlich hätt' ich Lust, mal abzustürzen. Das Netz fängt mich ja auf. Nur um das Rad wär's schade, das ging wahrscheinlich in Trümmer, wenn ich's zur Seite schleuderte. Aber für die Gaffer wäre das ein gewaltiger Effekt."

Der „dumme August" legte seine Rechte auf Hans Elgens Hand. Todernst sah er aus.

„So unvernünftig werden Sie nicht sein. Nicht drauf hören, wenn der Satan Sie verführen will."

„Ach was, hören Sie auf mit Ihrem Zirkusteufel, der schreckt mich nicht."

„Ich will Ihnen ein Erlebnis aus dem Felde erzählen. Einen blutjungen Flieger lernte ich an der Front kennen, einen Draufgänger, wie wir viele hatten. Der glaubte, in der Luft würde mit ihm keiner fertig. Was ich ihm sagte, half nichts, er wehrte lachend alles ab. Ging allein an gegen drei bei der nächsten Gelegenheit. Sie brachten ihn zur Strecke. Sobald ich merke, daß Sie allzu leichtsinnig werden, schreib' ich Ihrem Vater, was Sie treiben."

Hans Elgen beruhigte den Freund.

„Es war nur so ein toller Einfall, der mir durch den Kopf schoß!"

„Solche Gedanken müssen Sie bannen. Mit äußerster Willenskraft. Und vergessen Sie nicht, ich bin moralisch verantwortlich, wenn Ihnen etwas passiert." —

Beim Landgerichtsdirektor Elgen ließ sich der Studienrat Reimer melden. Wer das sein mochte? — Was der wohl wollte? Herr Elgen entsann sich nicht, je mit ihm zusammengetroffen zu sein. Aus allen Wolken fiel er, als der Studienrat ihm gesagt, was ihn hierher geführt.

„Mein Sohn Hans hat mir nie etwas von Ihrer Tochter erzählt. An ein Verlöbnis ist in absehbarer Zeit nicht zu denken, wenn Sie nicht ein schwerreicher Mann sind. Der Junge scheint zwar jetzt anzufangen, vernünftig zu werden. Nehmen wir an, es rührt von dem guten Einfluß her, den Ihr Fräulein Tochter auf ihn ausgeübt hat. Sie fragen mich, was er treibt? Ich weiß es nicht. Er schrieb uns nichts darüber. Ich kann nur sagen, daß er mir nicht mehr auf der Tasche liegt. Wenigstens vorläufig. Ein Verschwender war er nie. Die gute Eigenschaft muß ich anerkennen."

Bekümmert saß der Studienrat Reimer da.

„Wahrscheinlich wüßte ich heute noch nichts von der Liebe meiner Tochter Regine zu Ihrem Sohne, wenn sie nicht neuerdings an argen Angstbeklemmungen litte. Oft hat sie laut in der Nacht aufgeschrien. Als endlich ein Brief kam, war sie nicht mehr zu halten. Mein Bruder lebt in Berlin. Sie ist zu ihm gefahren, will feststellen, was Ihr Sohn dort treibt."

„Warten wir ab, was Ihre Tochter berichtet. Dankbar wäre ich Ihnen, Sie schrieben mir bald."

Wenig getröstet verließ Studienrat Reimer Hans Elgens Vater.

Regine Reimer begann an Hans Elgens Wahrheitsliebe zu zweifeln. Warum hatte er so lange geschwiegen? Weshalb schrieb er ihr nicht offen, wie er sich sein täg-

liches Brot verdiente? In Berlin sollte es mehr als irgendwo von Schiebern wimmeln, von Leuten, die in kurzer Zeit reich geworden waren. Wenn Hans unter solche Menschen geraten war? Und aus Liebe zu ihr Geld zusammenraffen wollte, einerlei, auf welche Art. Er ging keinen geraden Weg, sonst hätten sich nicht so oft diese Angstzustände eingestellt, die sie laut aufschreien ließen im Halbschlaf. Das Schicksal warnte.

Wo er wohnte, wußte sie aus seinem Briefe. Dort zu fragen, was er treibe oder jemand hinzuschicken, verbot ihr weibliche Scheu. Sie wollte auf der Straße warten und ihm folgen.

Zwei Stunden stand sie an der Straßenecke, von der aus sie seinen Hauseingang beobachten konnte.

Endlich kam er, es war gegen zehn Uhr früh, aus dem Hause, ging zu Fuß recht eilig. Sie folgte ihm, bis er im Zirkus verschwand, durch einen Eingang, an dem stand: „Nur für Angestellte."

Sie wartete, er kam nach einer halben Stunde noch nicht zurück. Also war er im Zirkus beschäftigt. Sie ging um das große, runde Gebäude herum, zum Haupteingang, wollte sich dort einen Platz nehmen für den Abend. Blieb an einer Tafel stehen, auf die ein halbes Dutzend Photographien geheftet waren.

Groß wurden ihre Augen. Das war — er! Sie erkannte ihn trotz Schminke und Maske. Der Atem stockte ihr, die Bilder hüpften auf und ab, an der Wand mußte sie sich festhalten, um nicht hinzuschlagen. Eine rauhe Männerstimme schlug an ihr Ohr.

„Nich wahr, Fräulein, eene dolle Jeschichte, der Teufelsradfahrer. Se wollen ihn wohl sehen?"

Regine Reimer nickte.

„An die Kasse haben Se keen Jlück. Allens ausverkooft

off Wochen! Ick bin Billjethändler bei die trüben Zeiten, wenn Se mir eens abkoofen woll'n. Aber 'n Offgeld müssen Se jeben. Wat meen Se zu 'nem Sperrsitz? Froßartiger Platz."

Sie kaufte eine Karte für den Abend. Mit der nächsten Straßenbahn fuhr sie zu ihren Verwandten. Die Füße wollten sie kaum mehr tragen. Aber dann nahm sie ihre Willenskraft zusammen. Ihrethalben wagte Hans Abend für Abend sein Leben. Das sollte er nicht länger. Sonst erlebte sie keine ruhige Minute mehr.

Nach Tisch fragte sie ihren Onkel, ob er von der aufregenden Zirkusvorstellung gehört habe.

„Ja, Regine. Alle Welt spricht über die Narrheit! Das ist ein frevelhaftes Spiel mit dem Leben. Den jungen Menschen sollte man so lange einsperren, bis er wieder leidlich vernünftig geworden ist."

„Ich hab' mir für heute abend eine Karte gekauft."

Der Onkel zuckte mit den Achseln, sah dann seine Nichte groß an. „Hast du auch so wenig Geschmack, daß du solche Akrobatenkunststücke sehen willst?"

„Nein, die Karte wurde mir aufgeschwatzt."

Er glaubte es nicht, erwiderte aber nichts. Seine eigenen Ansichten hatte er über die Jugend von heute.

Wie immer wurde Elgen stürmisch begrüßt als er erschien. Wie an jedem Abend raste die Menge, als er wieder auf den Füßen stand. Als er hörte, daß wieder einmal eine junge Dame vorn, auf einem Sperrsitz, in Ohnmacht gefallen sei, lächelte er.

Am nächsten Morgen holte der „dumme August" Hans Elgen aus dem Bett. Sie duzten sich jetzt.

„Raus aus den Federn. In einer Stunde kommen zwei Vermittler. Ich habe die Reise vorgeschlagen: Stock-

holm, Christiania, Hamburg, dann zu den ritterlichen Spaniern nach Barcelona. Schluß machen wir in Amsterdam. Zu unseren Feinden gehen wir nicht. Und wenn sie uns alle Koffer mit Gold füllen wollten."

„Du weißt doch, was man mir hier bei Verlängerung des Vertrages bietet."

„Sei doch gescheit! Willst du warten, bis dir einer oder ein paar deine Nummer nachmachen?"

„Und du? Dir wird man wenig bieten."

„Ich hab' ja auch keine Herzallerliebste. Und ein ganz ungeschickter Geschäftsmann bin ich auch nicht; ein bißchen mich in deinem Ruhme mitzusonnen, wirst du mir wohl gönnen. Ich war doch der Esel, der dir die verdammte Idee in den Kopf gesetzt hat. Ich hab' ein Recht, um dich zu sein in den Stunden der Gefahr. Du wirst sonst leichtsinnig."

Hans Elgen sprang aus dem Bett, feucht wurden ihm die Augen.

„Daß ich so rasch vorwärts komme, verdanke ich allein dir."

„Dann höre auch weiter auf mich. Ich werde mit den Vermittlern schon fertig. Dich würden sie übers Ohr hauen."

Der Vertrag war abgeschlossen. Der „dumme August" sagte gut gelaunt: „Siehst du, so wird's gemacht. Soviel hättest du nie herausgeschunden. Warum Lehrgeld zahlen, wenn man's nicht nötig hat?"

„Das danke ich dir! Überhaupt, für was hab' ich dir nicht zu danken!"

„Nu, heul noch ein bißchen gerührt!"

Wenn er's hätte tun wollen, er wär' nicht dazu gekommen, denn die Tür wurde aufgerissen, Regine Reimer stand im Zimmer.

„Hans — um Himmels willen, Hans!"

Sie lag an seiner Brust, sah ihn mit zuckenden Lippen an, Tränen rannen das spitz und bleich gewordene Gesicht herab. Ihre Arme krampften sich in seine Schultern.

August stand mit einem wahrhaft dummen Gesicht da. Wußte nicht, ob er gehen oder bleiben sollte.

„Du fährst mit mir heim, zu deinen Eltern! Ich war im Zirkus. Bin ohnmächtig geworden."

Hans Elgen sagte ruhig: „Geht nicht. Hat auch gar keinen Sinn. Da — die Tinte ist noch nicht einmal trocken unter dem Vertrag. Übrigens sieht sich die Geschichte gefährlicher an als sie ist."

Sie jammerte, rüttelte an seinen Schultern und bat verzweifelt.

„Sie dürfen Ihren Verlobten, meinen Freund, nicht unruhig machen, gnädiges Fräulein! Dieser Vertrag wird noch erfüllt, dann hat er gerade genug verdient, um Sie heiraten zu können. Dann kommt Ihre Aufgabe, ihn brauchbar zu machen für das bürgerliche Leben."

Regine barg ihren Kopf an Hans Elgens Brust. Wildes Schluchzen schütterte durch das kleine Zimmer.

Die Freunde sahen sich ratlos an.

Ausweinen lassen, war für den Augenblick das beste. Dann wurde sie für sanften Zuspruch empfänglich.

„Ich will ja nicht ewig beim Zirkus bleiben. Noch ein paar Monate, dann hab' ich genug. Dann heiraten wir, Regine, nachdem ich eine Tätigkeit gefunden, die mir zusagt. Sei tapfer! Ich kämpfe doch um dich."

„Seien Sie tapfer! Ich gebe schon auf ihn acht. Wir bleiben zusammen," beschwichtigte der „dumme August". „Zwölfmal tritt Ihr Verlobter in Stockholm, achtmal in Christiania, dann wieder zwölfmal in Hamburg auf. Dann reisen wir nach Barcelona, dort zeigt er zwanzig-

mal seine Künste und zum Schluß ebensooft in Amsterdam. Also, wenn nächstes Jahr die Rosen blühen, müssen Sie Ihre Aussteuer fertig haben."

„Wie soll ich das aushalten?"

„Tapfer sein müssen auch Sie. Was man erkämpft, hat man doch doppelt lieb."

So sprach der „dumme August".

„Komm, Regine! Gehen wir an die frische Luft! Zu dritt!"

Sie hing sich in seinen Arm. Ihretwegen setzte er sein Leben immer und immer wieder aufs Spiel. Wie lieb mußte er sie haben! Und dann würde ein Tag kommen, von dem an sie beweisen konnte, wie lieb auch er ihr war.

Man saß zusammen zu Mittag. Der „dumme August" setzte dem blonden Mädel den Kopf wieder ganz fest auf die Schultern.

„Ich bring ihn heim! Und dann will Hans doch eine gesunde Regine haben. Ich bin sonst sehr mäßig, aber auf Ihrer Hochzeit begieße ich mir gewaltig die Nase."

Welchem Mädel färben sich die Backen nicht rot, wenn man von seiner Hochzeit spricht? Regine lernte wieder lächeln.

Und am nächsten Morgen fuhr sie wieder heim, mit zwei Rosensträußen in den Händen und Tränen in den Augen.

Es ging alles gut in Stockholm und Christiania. Das ganze Elend des Vaterlandes empfand Hans erst jetzt bei dem Stand des fremden Geldwertes. In Hamburg traf er mit seinem Vater zusammen. Der saß im Zirkus und stand dann bleich bis in die Lippen seinem Sohne gegenüber.

„Ich wundere mich, daß mich kein Herzschlag gerührt hat."

„Es ist gar nicht so gefährlich, wie es aussieht, Vater. Nur nicht aus geringer Höhe abstürzen. Versagt das Rad einmal oder gar ich selber, dann laß ich mich ins Netz fallen und stoße das Rad zur Seite."

„Hans, suche dir ein anderes Brot. Ich bitte dich!"

„Geschieht bestimmt! Sobald der Vertrag erfüllt ist. Dann hab' ich genug, um mir irgend etwas kaufen zu können oder Teilhaber in einem Geschäft zu werden. Die Reisen werden mir doch bezahlt und der Aufenthalt zum größten Teil. Ich bin tüchtig beim Sparen."

Gedrückt fuhr der Vater wieder heim. Nach jedem Auftreten schrieb der „dumme August" eine Karte an Regine Reimer. Eine lautete wie die andere.

„Heute wieder alles gut gegangen!"

Und dann reisten sie zu den ritterlichen Spaniern nach Barcelona. Der „Aleman" wurde gefeiert. Man wollte ihn auch in Madrid und Sevilla sehen.

„Später," erwiderte Hans Elgen fröhlich, „später!"

Der Freund sah ihn scharf an, sagte aber kein Wort. Umso kühler beobachtete er. Der Erfolg war Hans Elgen zu Kopf gestiegen. Ein Glück, daß für Amsterdam die Tage des Auftretens genau bestimmt waren.

Elgen wurde begeistert gefeiert, man bat ihn so herzlich, doch wenigstens einige Male in Madrid aufzutreten daß er nicht mehr recht widerstehen konnte. Er sagte zum Freunde: „Wir wollen doch mit dem Dampfer von hier über Gibraltar, Lissabon nach Amsterdam reisen. Wenn ich in Madrid eine Gastrolle gebe und wir führen dann nach Lissabon und nähmen dort den Dampfer, ließ es sich machen."

„Du gefällst mir nicht und deine Ideen noch weniger."

„Ich verstehe dich nicht, ich bin doch nicht anders als sonst."

„Du fühlst es nur nicht. Ich beobachte dich genau, schon seit einigen Tagen bist du unstet."

„Begreiflich! Der Trubel hier. Sie feiern nicht nur meinen Wagemut, sie feiern mich auch als Deutschen. Schon aus diesem Grunde, meine ich, es wäre gut, ich träte in Madrid auf."

„Ich erlaub's nicht, weil ich deiner Braut versprochen habe, über dir zu wachen."

„Sei doch nicht unvernünftig!"

„Ich bin's nicht, aber du!"

Mit finsterem Gesicht betrat Hans Elgen den Dampfer. Er hatte dem Freunde zuviel zu verdanken, da durfte er sich nicht gegen ihn auflehnen.

In Amsterdam brachte er das kühle, holländische Blut in Wallung. Der „dumme August" schrieb jetzt ausführlicher an Regine Reimer.

„Noch siebenmal tritt er auf. Blühen schon die Rosen? Ist die Aussteuer fertig? Liegen die Papiere für das Aufgebot bereit? Ich komme bald mit dem Bräutigam."

Übermütig war Hans Elgen geworden. Wer ihm vor einem knappen Jahre gesagt, daß er in der kurzen Zeit, seitdem er Regine den ersten Kuß gegeben, ein so reicher Mann werden würde, den hätte er für einen Narren erklärt.

Und wieder kamen Vermittler zu ihm. In Amsterdam wollte man ihn für ein längeres Gastspiel verpflichten. Summen wurden Hans Elgen geboten, die ihm abenteuerlich schienen.

„Kommen Sie nach London! Nach England, dem Lande des Sportes! Ich verpflichte mich, für Sie ein

Vermögen für jedes Auftreten herauszuholen bei völlig freiem Leben."

Unsinn war's, das viele Geld auf der Straße liegen zu lassen. Ob er einen oder zwei Monate später heiratete, darauf kam es doch nicht an.

Der Freund war hellhörig geworden. Hans Elgen suchte ihn allmählich umzustimmen.

„Wenn du nach England gingst, wärst du in meinen Augen ein Lump!"

„Weil die Briten unsere Feinde waren?"

„Nein, weil sie's noch sind!"

„Hole ich Geld bei ihnen, mache ich mich da nicht auch um das Vaterland verdient? Die deutschen Kaufleute stehen doch gleichfalls mit Engländern in Geschäftsverbindung. Sind das keine Ehrenmänner?"

„Geschmacksache! Darüber wollen wir nicht streiten. Darum dreht es sich in diesem Augenblick gar nicht. Ich habe deiner in Ängsten lebenden Braut versprochen, dich heimzubringen, nachdem unser Vertrag erfüllt ist. Mein Wort muß in Ehren bleiben. Übermorgen reisen wir."

„Das muß ich mir noch überlegen."

„Ich dachte, du kenntest mich allmählich gut genug. Ich warne dich! Es könnte ein Augenblick kommen, in dem ich dich unerbittlich überzeugen müßte, daß mit mir nicht zu spaßen ist. Übrigens hast du's auch deinem Vater in Hamburg gelobt, nach der Vertragserfüllung Schluß zu machen."

„Erinnere mich doch auch noch an alles, was ich dir verdanke!"

„Hab' ich nicht nötig! Und warum du mir das mit so bitterem Unterton sagst, verstehe ich nicht. Ich bin zwar nur ein ‚dummer August', aber ein Mann, der un-

bedingt Wort hält. Hans, laß dich vom Geld nicht blenden, denke an deine Braut!"

„Die soll ein sorgenfreies Leben haben. Deshalb will ich noch mehr verdienen, es wird mir ja geradezu nachgeworfen. Hast du mir nicht selbst gesagt: Halte dich dazu, nütze die Stunde."

Es schien zwecklos mit Elgen, den nicht nur das Geld blendete, der auch von Erfolgsucht besessen war, weiter zu reden. Ihn die kurze Zeit, die sie noch in Amsterdam bleiben mußten, keine Sekunde allein lassen, darauf kam jetzt alles an.

Der letzte Abend kam. Die Zuschauer tobten, dem „dummen August" trat der Angstschweiß aus allen Poren. Hans Elgen hatte Anweisung gegeben, den Korb beim Herunterlassen noch einmal einige Meter hochzuziehen und dann anzuhalten. Noch eine halbe Minute kreiste er in dem Lattenkäfig wie toll, dann ließ er sich abstürzen. Mit einem Salto mortale landete er im Netz, sein Rad fiel keinen Meter von ihm herunter, eine Speiche schwirrte wie ein Pfeil durch die Luft, hinein in die Menschenmassen, richtete zum Glück kein Unheil an.

Mit Blumen wurde er überschüttet. „Da bleiben!" rief man ihm zu. Deutsche brachten ein Hoch aus. Die Musik spielte „Deutschland, Deutschland über alles". Ein Triumph war es, wie sie ihn in Spanien nicht erlebt hatten.

Wieder traten die Versucher an ihn heran. Der „dumme August" zog den Freund durch die jubelnden Menschenmassen, hinein in einen Wagen und fuhr mit ihm ins Hotel.

„Laß dir nicht den Kopf verdrehen, du leichtsinniger Mensch. Es wird niemand vorgelassen!"

Hans Elgen hatte der Jubel trunken gemacht. Er wehrte lachend ab.

„Du trübselige Trauerweide! Wenn ich schon mal abstürzen sollte, was ist dabei? Hast's ja heute gesehen! Beweisen wollte ich dir, jawohl, gerade dir, daß auch das nicht schlimm ausfällt. Nur das vertrackte Rad."

Ein Vermittler kam, ließ sich nicht abweisen, redete auf Hans Elgen ein.

„Für jedesmal, wenn Sie diesen Absturz wagen, zehn Pfund extra!"

Elgen schwieg.

„Zweihundertvierzig holländische Gulden."

„Zwanzig Pfund."

Der „dumme August" stand in der Ecke, die Hände in den Taschen. Jeder Zug seines Gesichtes war gestrafft. Die Zähne biß er aufeinander, daß die Backenknochen hart hervortraten.

„Nur fünf Vorstellungen in London!"

„Und hier in Amsterdam noch zehn!"

Hans Elgen stand immer noch schweigend da, ein sonderbares Lächeln in den Mundwinkeln. Gefahr! Die fürchtete er nicht. Und der Freund war verrückt.

„Ich tu es! Aber bieten Sie auch meinem Freund anständig."

„Hans!"

Warnend klang das Wort vom Fenster her.

„Sei doch gescheit!"

„Du unterschreibst nicht!"

„Was wird geboten? Papier und Feder her. Gerechnet wird."

„Hans, du trittst nicht mehr auf!"

Elgen hörte nicht auf den Freund. Er rechnete, feilschte und war stolz, daß ihm immer höhere Zahlen genannt wurden. Schließlich fand er sich bereit, für Amsterdam zu unterschreiben.

„Gut! Noch fünfmal will ich hier auftreten.“

„Zehnmal — bitte!“

„Nein!“

„Und Sie werden abstürzen wie heute?“

„Weiß ich noch nicht. Ich binde mich keinesfalls.“

„Ein einziges Mal müssen Sie es mir versprechen.“

Hinüber und herüber flogen die Worte. Hans Elgens Augen flackerten fieberhaft.

„Sie werden meinem Freund Eusebius Stengl das Doppelte zahlen für sein fünfmaliges Auftreten wie bisher.“

Ein Versuch, zu feilschen, nützte nichts.

„Setzen wir den Vertrag auf, wie Sie wünschen. Sie sind ein tüchtiger Geschäftsmann, Mynheer Elgen.“

Hans sah seinen Freund an, während der Vertrag aufgesetzt wurde. Nickte ihm zu. Er hatte gelernt, er ließ sich nicht übers Ohr hauen.

Der „dumme August“ kam mit abgewendetem Gesicht näher. Stellte sich neben den Freund, aber sagte kein Wort. Der war zufrieden über den Gewinn, den er da noch schnell einheimste.

Einige Zeit verstrich. Mit dem Füllfederhalter hatte der Zirkusdirektor den Vertrag doppelt ausgefertigt. Ein Dolmetscher las ihn in deutscher Übersetzung vor.

Nach dem Federhalter griff Hans Elgen, sah den Freund an und erschrak. Wildes Feuer loderte ihm aus zwei flammenden Augen entgegen. Drohend rief er:

„Du unterschreibst nicht. Ich lasse dich nicht zum — Lumpen werden.“

Bloßstellen ließ er sich nicht; Elgen griff nach der Feder.

„Hans! Wage nicht zu unterschreiben!“

Er hörte nicht auf die letzte Warnung, zuckte mit den Schultern.

Die Hand des „dummen August“ fuhr aus der Tasche, ein Schuß knallte. Der Direktor sprang auf. Hans Elgen blieb sitzen, die Hände gegen die Tischplatte gestemmt; aus seiner linken Kniescheibe rann Blut, hinab auf die Schuhe.

Den Revolver hatte der „dumme August“ auf den Tisch geworfen, sah Hans Elgen ernst an, sagte ruhig: „Ich hab' dich davor bewahrt, ein — Lump zu werden.“

Er ließ sich ruhig abführen.

In den Zeitungen erschienen spaltenlange Berichte. Deutsche Journalisten suchten Hans Elgen auf. Bleich und ernst lag er in den Kissen.

„Er hat's gut mit mir gemeint, mein Freund. Und der bleibt er! Den besten Anwalt Amsterdams hab' ich für ihn genommen. Mir war die Besinnung, der kühle Verstand verloren gegangen. Der freiwillige Absturz beweist, daß meine Nerven gelitten hatten. Er tat recht, mir die Kniescheibe zu zerschmettern.“

„Aber ich bitte Sie! Sie werden nie wieder auftreten können!“

„Wollt' ich auch nicht. Ich durfte es nicht mehr. Ich habe Verpflichtungen anderer Art übernommen. Mein linkes Bein wird steif bleiben. Das hab' ich nicht anders verdient.“

Man wollte noch ausführlicher berichten, aber Hans Elgen erzählte nichts mehr. Nun, da schrieb man eben aufsehenerregende Berichte für die deutschen Zeitungen so gut es ging, und versuchte auf andere Weise, mehr zu erfahren. Sonderlich schwer war das nicht.

Auch holländische Gerichte verfahren gründlich. Der „dumme August“, der unter dem Künstlernamen „Eusebius Stengl“ auftrat, war vor etwa fünfzehn Jahren

ein süddeutscher Reiteroffizier und berühmter Rennreiter gewesen; war ein Freiherr Wolfgang von Egsheim. Schulden, Abschub nach Amerika, bei Kriegsausbruch zurück ins Vaterland, ähnliche Wege waren nicht selten. Der Anwalt ließ den Zeitungen reichlich Mitteilung zukommen, um das allgemeine Mitleid zu erregen. Und Hans Elgen half nach, erzählte, was Egsheim seiner Braut Regine versprochen, wie er gewarnt und als er festgestellt, daß die Nerven den abendlichen Anstrengungen doch nicht mehr genügend standhielten und der Vertrag trotz aller Mahnung unterschrieben war, zum Revolver gegriffen hatte, um den Freund vor seiner eigenen Schwäche zu bewahren.

Diese Berichte las auch der alte Freiherr von Egsheim in Winstetten. Nach dem Kriege hatte er nicht vermocht, seinen Sohn zu halten. Er hatte ihm verziehen, aber bei Nacht und Nebel war dieser auf und davon gegangen, das Leben im Zirkus hatte ihn wieder fortgelockt.

Zwei Monate später fand die Hauptverhandlung statt. Hans Elgen schilderte, was sein Freund für ihn getan. Zeitlebens bliebe er ihm zu herzlichem Danke verpflichtet. Sein steifes Bein werde ihn immer daran erinnern, daß aufrichtige Freundschaft ihn gehindert habe, den Weg der Ehre zu verlassen.

Der Anwalt verteidigte auch ausgezeichnet, und das Gericht ließ Milde walten. Zu tausend Gulden Geldstrafe und Bezahlung der Kosten wurde Wolfgang von Egsheim verurteilt.

Lächelnd trat Hans Elgen vor, er mußte sein linkes, steifes Bein in leichtem Schwunge nachziehen, entnahm seiner Brieftasche einen Tausendguldenschein und legte dann seinen Arm um des Freundes Schulter.

„Komm, im Hotel erwartet dich jemand, du lieber Kerl!"

Sein Vater war es.

„Wolfgang, deinem ältesten Bruder hab' ich das Gut übergeben. Aber wenn du durch deiner Hände Arbeit bei uns wieder wurzelfest geworden bist, dann wollen wir weiter sehen."

Die Augen Wolfgangs glänzten feucht. Er versprach, mit seinem Vater heimzufahren.

„Und was machst du, Hans?"

„Ich heirate übermorgen. Wir mußten doch auf dich warten! Ich bin auch unter die Landwirte gegangen, hab' mir ein hübsches Gut gekauft und will wacker mithelfen, Deutschland satt zu machen. Das ist jetzt das Nötigste! Es geht mir gut! Und das danke ich dir."

Den Rücken drehte der Freiherr Wolfgang von Egsheim Vater und Freund zu. Sah zum Fenster hinaus, hinab in die Gracht. Dann drehte er sich um, warf den Kopf in den Nacken, er schämte sich der beiden Tränen nicht, die ihm die Wangen hinabliefen, sagte: „Also, an die Arbeit!"

Es klang wie ein Befehl, den er sich selbst gab.

Der Zirkusteufel hatte seine Macht verloren.

Rätsel

Aus einem weit entlegnen Land
Von einem Strauch zu dir gesandt,
Zerrupft, zerkratzt, verzerrt von Menschenhand,
Verschaff' ich dir ein wärmendes Gewand.

Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes.

Die Nichte des Andrea

Roman von Alexandra von Bosse / Fortsetzung

Koller und Helmer verließen gegen elf Uhr gemeinsam das Wendelinsche Haus und gingen langsam der Stadt zu.

Es war ein schwüler Tag gewesen, aber der Abend war frisch, und Helmer empfand das angenehm. Still lag die schöne, runde Piazza del Popolo, laut rauschten die Brunnen am Obelisk.

Von einer der vielen Kirchen schlug es verspätet ganz langsam elf und aus der Via del Babuino kam mit überraschend lautem Getute ein Auto, das am Hotel de Russie anhielt. Der Motor knatterte laut über die Stille des weiten Platzes.

Sie bogen in den Korso ein, der schon verödet lag. Ungehindert konnte man die schmale, schnurgerade, die ganze Stadt durchschneidende Straße entlangsehen bis zu dem hell in den dunklen Himmel aufragenden Marmorbau des Monumentes für den ersten König des geeinten Italiens.

Das schwarze Pflaster war glänzend naß von Tau. Der eigentümliche Duft, den die römische Erde an feuchten Nächten ausströmt, lag in der Luft. Vor den Geschäften waren die Läden herabgelassen und alle Haustüren geschlossen. Nur vereinzelt gingen Leute auf dem Bürgersteig, aber an den Straßenkreuzungen tauchten Gestalten auf, wie sie in keiner Großstadt fehlen. Hier sammelte sich wohl auch eine Gruppe, lebhafte Stimmen erhoben sich, die laut in die Stille der Straße hinaushallten.

Helmer und Koller gingen ganz langsam. Manfred genoß diesen Gang durch den am Tage so belebten, jetzt so stillen Korso; er atmete wohlgefällig den ihm so bekannten Geruch der römischen Erde ein. Er mochte nicht sprechen, hörte nur zerstreut auf das, was Koller redete.

Ein Auto glitt still an ihnen vorüber. Helmer sah ein weißes Gesicht und unter einem phantastischen Hut hervorquellendes goldblondes Haar, eine üppige Büste, von weißem Pelzwerk eingerahmt; daneben unter glänzendem Zylinder ein zusammengeschrumpftes Greisenantlitz. Koller griff an den Hut, grüßte aber nicht, denn schon war das Auto vorüber. Er blickte Helmer an. „Haben Sie gesehen? Die Marchesa Rocca del Fior und ihr Mann. Die beiden sieht man selten zusammen. Wahrscheinlich sind sie bei irgend einem intimen Familienfest gewesen. Ja, man sagt, die Beziehungen zwischen ihr und Farnesi seien seit einiger Zeit abgebrochen."

„So," sagte Helmer, den das nicht weiter interessierte.

„Ja, es stehen sich darüber zwei sehr voneinander abweichende Meinungen gegenüber. Einerseits heißt es, Farnesi habe den Bruch absichtlich herbeigeführt, weil er der Marchesa satt gewesen sei, anderseits wird behauptet, sie habe ihm die Aufnahme einer Nichte so sehr übelgenommen, daß sie ihm empört die Türe gewiesen."

„Welche Nichte?" fragte Helmer, ohne auf die Antwort besonders neugierig zu sein.

Da blieb Koller stehen und sah ihn mit hochgezogenen Augenbrauen wie ein Wundertier an.

„Was? Haben Sie denn noch nichts von der Nichte des Andrea gehört?"

Nein, Helmer wußte noch nichts davon, weshalb Koller nun breit und mit Behagen darüber berichtete und wie die Leute sich mehr oder weniger darüber erregten,

wer dieses Mädchen sein könnte. Kein Mensch glaube die Mär, daß dies hübsche, feine Kind eine Nichte des alten Andrea sei. Wäre sie es, so würde er sie wohl kaum unter einem Dach mit Silvio Farnesi wohnen lassen, denn der Diener kenne seinen Herrn. Es ist ein Geheimnis dabei. Die Geliebte des Farnesi scheine das Mädchen aber nicht zu sein, denn man habe sie bisher noch nie mit ihm zusammen gesehen, und wenn man wünsche, ihn in stille Wut geraten zu sehen, dürfe man sich nur das Vergnügen machen, ihn möglichst harmlos nach dem Ergehen der Nichte des Andrea zu befragen.

„Daß die Leute sich über solche Geschichten erregen und darüber schwätzen, ist doch recht töricht. Was geht sie das an?"

„Na, über was sonst sollen sich die Leute denn unterhalten, als über das, was sie eigentlich gar nichts angeht?" Koller lachte. „Und überhaupt — nicht wahr? — Rom ist eben doch auch nur eine Kleinstadt, man guckt einander eben überall in die Töpfe. Übrigens glaube ich meinerseits nicht, daß die Marchesa ihm den Laufpaß gab, sondern das Gegenteil; Silvio Farnesi wärmt sich ja nie lange am gleichen Feuer. Der hat sich jetzt ein neues Spiel gemischt, meine ich, darin sind die Wendelins Trumpf und die Frau Gräfin Lisa Strackwitz Coeurdame."

Koller streifte dabei Helmer mit verstohlenem Blick, aber da dieser nur zerstreut zugehört, verstand er nicht gleich, was Koller meinte, und so verriet nichts an ihm, daß dieses Spiel Farnesis ihm mißfallen könnte.

Koller redete weiter: „Ja, habe mich gewundert, daß Farnesi heute abend nicht bei Wendelins war, denn er ist jetzt dort fast täglich Gast und man musiziert. Er vernachlässigt alle seine anderen Freunde; scheint mir ernste Ab-

sichten zu haben. Der Maestro will sich verheiraten. Eine Neuigkeit, nicht wahr? Und — nun ja, wenn Don Juans in ein gewisses Alter kommen, fangen sie an, sich nach einer soliden Häuslichkeit zu sehnen. Ob nun die Lisa ihm gewogen ist, dem Sohn des fahrenden Musikanten ...?" Koller hob die breiten Schultern. „Wer kann das wissen. Sie waren ja immer sehr vertraut mit dem schönen Silvio, die Wendelinschen Töchter, sie kennen ihn von Kindheit auf, da er früher wie ein Sohn des Hauses bei Wendelins ein und aus ging. Na, sie treiben Musik — ja, man musiziert zusammen, und die Musik, das ist ein guter Kitt."

Wieder streifte sein Blick unter halbgeschlossenen Lidern hervor Helmers Gesicht, aber keine Miene darin verriet, wie sehr Kollers Geschwätz ihn peinigte. Er sagte nichts, er kam auch nicht dazu.

Sie waren bis an die Ecke der Via Condotti gelangt, und nun kam von der Piazza Colonna her eine Droschke in rasender Fahrt den Korso heruntergejagt. Darin saß eine dunkle Gestalt, die eine andere stützte. Gleichzeitig wurden aus der Ferne, von der Piazza Colonna her, einige Schüsse gehört. Und von der Piazza Lucina bog gleich darauf ein Trupp Carabinieri in den Korso ein, marschierte im Laufschritt der Piazza Colonna zu. Ihre Stiefel trappelten laut auf dem Pflaster, ihre Waffen klirrten, da und dort wurde an den Häusern ein Fenster aufgerissen, darin sich neugierig ein Kopf zeigte. Den Carabinieri folgten Passanten der Straße, die nach Sensation gelüstete, andere schauten ihnen wohl nach, setzten dann aber mit einem Schulterzucken ihren Weg fort.

„Die Fascisten lärmen wieder einmal," sagte Koller. „Das ist das Rom des Nachkrieges, denn Frieden kann man doch den Zustand nicht nennen, der jetzt überall in Europa herrscht. Vor dem Kriege gab es ja auch Straßen-

krawalle, da waren es aber andere Volkschichten, die gärten und Lärm machten, jetzt ist es die ‚jeunesse d'orée', ja, die Zeiten ändern sich. Wollen wir weitergehen, mal schauen, was da eigentlich los ist?"

Von der Piazza Colonna her kamen jetzt Leute gelaufen, meist junge Burschen, erst einzeln, dann in Gruppen. Vom Platz her tönte schwach ein Trompetensignal, das, was die Italiener „il squillo" nennen, das Warnungszeichen, ehe eine Salve abgegeben wird.

„Sie laufen," sagte Koller, „dann ist also der Rummel schon vorüber."

Helmer verabschiedete sich kurz von dem redseligen Schwätzer, der ihn zu bestimmen suchte, mit ihm noch ein Café zu besuchen. Helmer schützte Ermüdung vor und ging langsam seiner Wohnung zu.

Was Koller über Lisa und Farnesi gesagt, beschäftigte ihn. War es möglich, daß Lisa für den Geigenspieler mehr empfand als das Interesse, das jeder musikalisch veranlagte Mensch für einen so genialen Künstler empfinden kann? Ja, sie waren wohl immer sehr vertraut mit ihm; als sie jünger gewesen, hatten sie in Silvio Farnesi eine Art älteren Bruder gesehen. Sie hatten es ihm auch schnell vergeben, daß er während des Krieges in Amerika gegen Deutschland Propaganda gemacht. Und jetzt ging er fast täglich wieder im Hause Wendelin aus und ein. Koller schwatzte selten ins Blaue, er beobachtete scharf, er war meist gut unterrichtet. Daß Farnesi mit der Rocca del Fior gebrochen hatte, gab immerhin zu denken.

Einige Tage später war es, als Silvio Farnesi am Nachmittag etwas früher als gewöhnlich nach Hause kam. Er öffnete die Tür zur Wohnung mit einem Drücker und kaum war er eingetreten, hörte er Geigentöne.

Carlotta war noch im Musikzimmer und spielte. Unwillig runzelte er die Brauen, aber als er bis zur Tür des Musikzimmers gelangt war, blieb er doch stehen und horchte. Es war eine seiner eigenen Etüden, die Carlotta spielte und die große Fingergeläufigkeit und Gewandtheit in der Bogenführung erforderten, eine von den Etüden, die nicht für Schüler geschrieben waren.

Aber er wollte nichts davon hören, begab sich in sein Zimmer und schloß die Tür. Es ärgerte ihn, daß die Angelegenheit mit dem Kloster, in dem er Carlotta unterbringen wollte, noch nicht weiter gediehen war. Andreas geistlicher Freund, Don Ludovico, hatte versprochen, sich zu erkundigen, und versichert, daß sich Andreas Wunsch wohl keine Schwierigkeiten entgegenstellen würden. Aber weiter war noch nichts geschehen, und ihm lag doch daran, das Mädchen möglichst bald aus dem Hause zu bekommen. Carlotta mußte gehen, mußte aus seinem Leben verschwinden, ehe er wagen konnte, offen um Lisa Wendelin zu werben. Eile tat Not, denn nun war dieser Helmer — Farnesi wünschte ihn zur Hölle — wieder aus Deutschland zurückgekommen und Gefahr drohte. Seit dieser Engländer wieder aufgetaucht, glaubte Farnesi an Lisa eine gewisse Zurückhaltung ihm selbst gegenüber zu bemerken, die ihn peinigte.

Im Musikzimmer spielte Carlotta, die nicht wußte, daß er nach Hause gekommen war, weiter. Unwillkürlich horchte Farnesi.

Konnte es wirklich Carlotta sein, die Etüden spielte, die nur für ausgebildete Künstler geschrieben waren? Manche besonders schwierige Passagen wiederholte sie mehrere Male und die Geige sang, sie sang, wie nie eine Geige singen kann, wenn die Hand eines Dilettanten den Bogen führt. Sie sang, obgleich die Saiten, wie Farnesi

wohl erkannte, nur über ein mittelmäßiges Instrument gespannt waren.

Dann kam eine Pause. Er hörte den leichten Schritt des Mädchens über das Parkett im Musikzimmer gleiten, glaubte, daß sie es nun verlassen würde. Aber dann begann sie das Largo von Händel zu spielen.

Farnesi stand wie gebannt, horchte mit allen Sinnen und immer mehr steigerte sich seine Erregung. Die Hand, die da in seinem Musikzimmer den Bogen über die Saiten führte, war die Hand einer gottbegnadeten Künstlerin und diese Künstlerin war fast noch ein Kind, war — sein Kind!

Leise öffnete er die Tür seines Zimmers, schlich auf Zehenspitzen in den Gang hinaus, stand dort minutenlang lauschend. Dann schlich er näher heran, öffnete lautlos die Tür zum Musikzimmer, das hellerleuchtet war, trat unhörbar ein und schloß die Tür leise hinter sich zu.

Carlotta, die von ihm abgewendet stand, bemerkte sein Kommen nicht, so vertieft war sie in ihr Spiel.

Sie stand mitten in dem tempelartigen Zimmer unter dem Kronleuchter, an dem alle Kerzen flammten und spielte das Largo aus dem Gedächtnis. Sie stand der Tür halb abgewandt, Farnesi konnte nur die zarte Rundung ihrer Wange sehen und das langsame Auf und Ab der schwarzen Wimpern ihres rechten Auges, dessen Blick aufwärts gerichtet war. Der Kopf war auf die Geige geneigt, weiß schimmerte der Nacken unter dem schwarzen Gekraus des Haares, das in weichen Wellen auf dem Köpfchen lastete und darin die grellen Strahlen des elektrischen Lichtes leuchtende Fünkchen entzündeten. Carlotta trug ein schwarzes Kleid, das schlicht an ihrer schlanken Gestalt herabfiel und um die Mitte des Leibes von einem schmalen, glänzendschwarzen Gürtel zusammengehalten wurde. Um den bloßen Hals lag ein weißer Spitzenkragen.

Farnesis Schönheitsempfinden wurde bei Carlottas Anblick nicht geweckt. Sie sah in dem schlichten, schwarzen Kleidchen mit dem weißen Kragen fast wie ein Knabe aus. Was ihn ganz erfüllte, war das Bewußtsein, daß dies hübsche Geschöpf mit der Geige im Arm sein Kind war. Er blickte auf ihre linke Hand, deren feine Fingerchen am Hals der Geige auf und nieder liefen, und an einem der Finger blitzte ein Ring mit kostbarem Edelstein. Dabei verfolgte er mit kritischer Schärfe ihr Spiel. Es entging ihm nicht, daß die G-Saite kratzte und die E-Saite zu dünnen Ton gab. Das irritierte ihn. Ein schlechtes Instrument. Er wollte ein wenig zur Seite treten, um besser zu sehen, wie sie den Bogen hielt, da knarrte das Parkett unter seinem Fuß und mit schrillem Mißton brach das Spiel ab.

Ein Ausruf des Schreckens entfuhr Carlotta, als sie Geige und Bogen sinken ließ; fast wäre das Instrument ihrer Hand entglitten. Entsetzt starrte sie Farnesi an, sie glaubte, er sei über ihre Anwesenheit in seinem Musikzimmer erzürnt. Sie sah reizend aus mit dem etwas zurückgeworfenen Kopf und dem im Schreck halbgeöffneten Mund, während ihre dunklen Augen ihn scheu anblickten.

„Carlotta!" rief er aus, „Carlotta, mein Kind!"

Wie ein Rausch kam es über ihn. Ehe sie noch ihre erste Verwirrung überwunden, fühlte sie sich heftig umarmt, Farnesi riß sie an seine Brust, bog ihren Kopf zurück und bedeckte ihr Gesicht mit leidenschaftlichen Küssen.

Die kleine Violine polterte zu Boden, dann stemmte Carlotta beide Fäuste gegen Farnesis Brust, stieß ihn zurück und hob den Bogen, als wollte sie ihn schlagen.

„Carlotta — was — was? Nein, habe keine Angst — keine Angst, mein Kind, ich tue dir ja nichts," sagte er schnell und wollte sie wieder umfassen.

Da warf sie den Bogen gegen ihn und floh zum Fenster, da er zwischen ihr und der Tür stand. Sie floh hinter das Klavier, von wo sie ihn mit allen Zeichen tiefer Unruhe und des Abscheus anblickte.

„Carlotta, besinne dich doch, du bist ja mein Kind," bat er, sich langsam ihr nähernd. „Heute, als ich dich spielen hörte, habe ich es erkannt. An deinem Spiel habe ich in dir mein Fleisch und Blut erkannt. Höre, du wirst nicht in ein Kloster gehen, nein, denn ich werde eine große Künstlerin aus dir machen, die ..."

Dabei war er um das Klavier herum ihr immer näher gekommen; Carlotta hörte nicht auf das, was er sagte, sie verfolgte mit steigender Angst seine Bewegungen, und als er ihr nahe gekommen, glitt sie von der anderen Seite hinter dem Klavier hervor, war mit zwei Sprüngen an der Tür, riß sie auf und verschwand.

„Carlotta! Carlotta!" rief Farnesi, da hörte er, wie sie die Tür ihres Zimmers hinter sich zuschlug und hastig verriegelte.

Farnesi stand sekundenlang verblüfft, dann mußte er lachen, so töricht erschien ihm des Mädchens Flucht vor ihm. Er hob die Geige auf, als Andrea bestürzt hereinkam.

„Herr, was ist ...?"

Er war gerade von einer Besorgung nach Hause gekommen, als er Carlotta wie auf der Flucht aus dem Musikzimmer stürzen und in ihrem Zimmer verschwinden gesehen, darin sie sich verriegelte.

„Mensch," sagte Farnesi, „warum hast du mir nie gesagt, wie sie spielt!"

„Ich," verteidigte sich Andrea, „ich habe es Euch immer wieder gesagt, Herr, aber Ihr wolltet nichts davon hören. Wie ein Engel spielt sie ..."

„Nein, wie eine geborene Künstlerin! Und eine Künstlerin werde ich aus ihr machen. Ja, ich selbst werde sie ausbilden."

„Aber, wenn sie in ein Kloster ..." begann Andrea.

Farnesi unterbrach ihn ungeduldig: „Nein, nein, Unsinn. Das heißt auf kurze Zeit müßte es wohl sein, aber eben nur so lange, bis ... man muß das noch überlegen. Jedenfalls darf sie nicht Nonne werden. Geh zu ihr, Andrea, sprich mit ihr, beruhige sie, und wenn du kannst, überrede sie, zu mir herüberzukommen, denn ich möchte sie verschiedenes fragen. Ich habe sie erschreckt. Im ersten Entzücken über ihr Spiel habe ich sie umarmt und geküßt und das — ich gebe es zu — etwas heftig vielleicht. Sie ist noch nicht daran gewöhnt, in mir ihren Vater zu sehen."

„Nein, natürlich nicht."

„Also erkläre ihr nur, daß meine Küsse väterliche Küsse waren, und sage ihr, daß sie sich gar nicht vor mir zu fürchten braucht."

Farnesi begab sich in sein Zimmer, ging in Gedanken versunken darin hin und her, wartete.

Dann kam Andrea und zuckte die Schultern. „Sie macht nicht auf. Ich habe wiederholt geklopft und dann von außen alles zu ihrer Beruhigung gesagt, aber sie antwortete nicht. Ich habe dann noch gehorcht. Sie ging im Zimmer umher. Also habe ich sie gefragt, ob ich ihr nicht bald das Essen bringen dürfe, und nun kam sie an die Tür, öffnete aber nicht, sagte, sie habe noch keinen Hunger — später."

„Sie wird sich ja wohl nach und nach auch beruhigen."

„Freilich, man muß ihr nur Zeit lassen. Wenn ich ihr später das Essen bringe, dann spreche ich mit ihr. Ihr

geht doch aus, Herr — ja? Nun, wenn sie weiß, daß Ihr ausgegangen seid, macht sie schon auf."

Heute war ein musikalischer Abend bei Wendelins angesagt, zu dem auch Farnesi erwartet wurde. Er hatte sich schon darauf gefreut, sich von Lisa begleiten zu lassen. Sie begleitete meisterhaft, und während des Spiels ihren geneigten Kopf zu sehen, mit dem zarten Oval ihrer Wange, dem weißen Nacken, sowie die Bewegungen ihrer schlanken Hände, wenn sie über die Tasten glitten, war immer ein Genuß für ihn. Ehe er sich umkleiden mußte, hätte er noch Zeit gehabt, mit Carlotta zu sprechen, sie zu fragen, bei wem sie gelernt hatte und ob sie Künstlerin werden wollte. Er hätte sie gern beruhigt gesehen, es war ihm unangenehm, daß sie vor ihm, wie vor einem Ungeheuer, geflohen war. Nun ja, ein halbes Kind noch, ein wenig scheu. Und gut hatte er das arme Ding ja bisher nicht behandelt, das war schon wahr. Aber das sollte nun anders werden. Er nahm sich vor, von nun an ab und zu eine Mahlzeit mit Carlotta gemeinsam einzunehmen, freundlich und väterlich mit ihr zu sein. So ein Kind war ja leicht zu versöhnen.

So überlegte er, während er sich rasierte und dann mit Andreas Hilfe ankleidete. Er sprach mit Andrea darüber, der überglücklich war. Jetzt endlich würde das Kind zu seinem Recht kommen. Gewiß würde das Fräulein sich versöhnen lassen, vielleicht jetzt schon überlegt haben, wie übereilt die Flucht gewesen war, und der Maestro würde es bald liebgewinnen; nun war ja alles gut.

Carlotta saß, noch immer am ganzen Körper zitternd, in ihrem Zimmer und horchte angstvoll auf jedes Geräusch, das von außen kam. Sie war noch ganz fassungslos entsetzt über den Überfall, erschauerte bei der Erinne=

rung an die leidenschaftlichen Küsse des ihr fremden Mannes und dachte nicht daran, sie für den Ausdruck einer plötzlich erwachten väterlichen Zärtlichkeit zu nehmen. Sie hatte in ihrer Angst kaum verstanden, was er zu ihr gesagt, nur der Worte, daß sie nicht ins Kloster gehen, sondern bei ihm bleiben sollte, entsann sie sich. Aber bei ihm bleiben wollte sie nicht, und eine entsetzliche Angst peinigte sie, stellte sie sich vor, daß er sie noch einmal so heftig umarmen und küssen würde. Nein, sie wollte fort, aus diesem Hause fliehen — heute noch.

Sie überlegte, wohin sie gehen sollte. Zunächst dachte sie an Gualterio Tregonda, doch wußte sie nicht, wo er wohnte. Und wenn sie es gewußt hätte, würde doch eine gewisse natürliche Scheu sie davon zurückgehalten haben, zu ihm zu flüchten. Da dachte sie, zum erstenmal nach langer Zeit, an den Engländer, der eigentlich ein Deutscher war, und der auf der Reise von Neapel nach Rom so freundlich zu ihr gewesen. Er hatte gesagt, er wolle ihr Freund sein, und wenn sie einen Freund brauche, sollte sie zu ihm kommen. Seinen Namen hatte sie vergessen, und ängstlich erregt suchte sie in ihrem Handtäschchen nach der Karte, die er ihr gegeben hatte. Ja, da war sie noch, mit der Adresse. Erleichtert atmete sie auf und mehrmals buchstabierte sie den Namen, der ihrer Zunge Schwierigkeit bereitete. Zu ihm wollte sie gehen.

Carlotta erinnerte sich an ihren Reisegefährten nicht als an einen jungen Mann. Er war gar nicht so wie ein junger Mann gewesen. Sie erinnerte sich an sein mageres Gesicht mit den eingefallenen Schläfen und tiefliegenden Augen, an sein freundlich-gütiges, väterliches Beschwichtigen ihrer Angst. Jedenfalls war er ihr so vertrauenswürdig erschienen, als wäre er ein alter Mann mit grauen Haaren gewesen. Und dieser Eindruck war ihrem Gedächt-

nis eingeprägt, ohne daß sie weiter darüber nachgedacht hätte.

Sie packte das Nötigste in ihre kleine Reisetasche, stopfte zwei Blusen dazu und zog zwei Röcke übereinander an. Einen Koffer konnte sie nicht mitnehmen. Sie schlang ein schwarzes Seidentuch um den Kopf, schlüpfte in ihren weiten, schwarzen Reisemantel und nun war sie bereit. Sie horchte. Sie hörte Farnesi mit Andrea reden. Beide befanden sich in Farnesis großem Schlafzimmer, wo er, wie fast an jedem Abend, sich von Andrea beim Ankleiden helfen ließ. Solange die beiden miteinander sprachen, war sie sicher, daß Andrea nicht auf den Gang hinauskommen würde.

Vorsichtig öffnete sie die Tür, horchte hinaus. Philomena klapperte in der Küche mit dem Geschirr und die Küchentür stand offen, daran mußte sie vorbei. Es dauerte fast eine Minute, ehe sie sich ein Herz faßte und an der Küchentür vorüberschlüpfte. Dann ging alles gut. Ohne irgendwem zu begegnen, konnte sie die Treppe hinuntereilen, die Haustür stand offen; kein Pförtner war zur Stelle, der sie hätte erkennen und aufhalten können. Ganz allein befand sie sich nun auf der nächtlichen Straße, und klopfenden Herzens eilte sie der Piazza di Spagna zu.

Sie war einmal mit Philomena in die Kirche San Carlo am Korso zur Messe gegangen und auf dem Rückweg, als Philomena an der Post Marken besorgen wollte, waren sie durch die Via Bocca di Leone gekommen und so wußte sie glücklicherweise, wo ungefähr die Straße gelegen war, brauchte niemand danach zu fragen.

Bei Wendelins trafen sich an dem Abend eine Menge Menschen. Fast alle Bekannte, die ihnen noch nach dem Kriege geblieben, waren gekommen. Es war zur Zeit,

Ende Mai, sonst gesellschaftlich nicht mehr viel los in Rom. Es wurde Tee gereicht, kühlende Limonaden, verschiedenes Fruchteis, Früchte und belegte Butterbrötchen.

Wendelin fühlte sich in seinem Element. Er liebte es, Gäste bei sich zu sehen, und es galt als stillschweigendes Übereinkommen, daß im Hause Wendelin über Politik nicht gesprochen werden durfte, also konnten die anwesenden römischen Deutschen und Italiener nicht auf dem gefährlichen Gebiet aneinandergeraten. Es waren fast ebensoviele Italiener anwesend als Deutsche. Herr und Frau Forli fühlten sich ganz zu Hause, und diese machte beinahe mehr die Honneurs als Frau Wendelin selbst, die behaglich in ihrem großen Schaukelstuhl saß und sich unmerklich darin wiegte, ihre Gäste an sich herankommen ließ und sich liebenswürdig und in ihrer freundlichen, mütterlichen Weise bald mit diesem, bald mit jenem unterhielt. Man war das so an ihr gewöhnt, daß man es sofort unbehaglich empfunden hätte, wenn Frau Wendelin nicht in ihrem Schaukelstuhl gesessen, sondern etwa umhergegangen wäre. Ihre freundlichen, klaren Augen glitten, während sie sich unterhielt, durch den großen Raum, sie bemerkte sogleich, wenn jemand vereinsamt blieb und sich zu langweilen begann, wußte ihn dann an sich heranzuziehen, durch irgend einen kleinen Auftrag zu beschäftigen oder durch eine Frage an der Unterhaltung zu beteiligen. Sie bemerkte aber auch, wenn einer allein bleiben wollte; den ließ sie in Ruhe.

Tregonda war da und machte Fricka eifrig den Hof. Helmer unterhielt sich leise mit dem alten englischen Obersten Wardrupp, der es doch endlich gewagt hatte, bei Wendelins Besuch zu machen. Er sagte, weder Wendelin noch er habe den Krieg gemacht und sie könnten beide nichts für den verdammten Frieden von Versailles. Er

fühlte sich glücklich, wieder bei Wendelins sein zu können. Die beiden Herren saßen in der Nähe der Tür zum Rauchzimmer, sehr weit ab vom Klavier, an dem Lisa saß und Farnesi begleitete. Sie konnten sich leise unterhalten, ohne zu stören. Oberst Wardrupp sprach sich ziemlich schroff über die englische Nachkriegspolitik aus, die sich von Frankreich ins Schlepptau hatte nehmen lassen; er mochte die Franzosen nicht leiden und behauptete, man hätte die Militärs den Frieden abschließen lassen sollen, dann wäre er gerecht und gut geworden. Er sagte, daß Engländer diesen Frieden gutgeheißen und dafür die Unterschrift der Deutschen erzwungen hätten, sei ein ewiger Schandfleck auf dem Ehrenschild der britischen Nation.

„Wir haben für etwas anderes gekämpft und zu kämpfen geglaubt," sagte der alte Herr, der sich gleich zu Beginn des Krieges zum Dienst gemeldet hatte. Er glaubte dabei, zu einem Engländer zu sprechen, was Helmer auch noch war, er wußte nicht, daß dieser beabsichtigte, wieder deutsch zu werden. Und Helmer nickte zu seinen Worten, ohne etwas zu erwidern. Er war zerstreut, hörte auf Farnesis meisterhaftes Spiel, und seine Augen ließen nicht von Lisa. Er sah von ihrem Gesicht nur ein Stückchen verlorenes Profil und beobachtete, wie ihre schlanken weißen Hände über die Tasten glitten. Es ärgerte ihn, wenn Farnesi während einer Pause sich zu Lisa herabbeugte und ihre Köpfe so dicht zusammenkamen, daß sie sich fast berührten, wie gerade jetzt. Sie schienen sich über etwas nicht einig, Farnesi wies mit dem Geigenbogen auf das Notenblatt und Lisa blickte zu ihm auf, nickte und lächelte. Dann erhob sie sich und beide gingen schnell in das kleine, nebenan befindliche Musikzimmer, verschwanden hinter dem schweren Perserteppich, der halb zurückgeschlagen war.

Er beugte sich etwas vor und sah sie nun in dem kleinen

gewölbten Raum nebeneinander bei dem Notenschrank stehen und sich über ein Notenblatt beugen.

Kaum war die Musik verstummt, war die allgemeine Unterhaltung lebhaft aufgenommen worden, Stimmengewirr erfüllte den Raum.

„Ich muß bald Gewißheit haben," sagte sich Helmer, den die Vertrautheit zwischen Farnesi und Lisa beunruhigte, obgleich er sich sagte, daß eine solche beinahe geschwisterliche Vertrautheit seit jeher zwischen ihnen bestanden hatte. Dann hörte er Fricka lachen und als er sich nach ihr umdrehte, sah er gerade noch, wie der kleine Tregonda ihre Hand an seine Lippen zog. Da ärgerte es ihn, daß die Wendelins eine solche Intimität zwischen Fricka und dem leichtlebigen Tregonda duldeten, ebenso wie die Vertrautheit zwischen Farnesi und Lisa. Forli war zu ihnen herangetreten und sprach mit Wardrupp. Helmer konnte sein entsetzliches Englisch nicht anhören, erhob sich, ging ins Rauchzimmer hinüber, wo Rittmeister von Kalmer und einige andere Herren Bier tranken und Zigarren rauchten.

Rittmeister von Kalmer war ein entfernter Verwandter der Frau Wendelin und für kurze Zeit nach Rom gekommen, sich um die in Rom zurückgelassenen Sachen und ein kleines Vermögen, das seiner verstorbenen Mutter gehört, umzutun. Die Mutter hatte in Rom gelebt und war während des Krieges in Deutschland gestorben. Er konnte ebensowenig wie andere eine Herausgabe der Sachen und des Vermögens erreichen. Sein Kommen schien aber noch einen anderen Zweck zu haben. Jedenfalls hatte Lisa angedeutet, daß Kalmer sich für Fricka interessiere und die Eltern bereit wären, seine Werbung zu begünstigen. Warum saß der Mensch nun hier und erlaubte so dem Tregonda, sich gegen Fricka Freiheiten

herauszunehmen? dachte Helmer ärgerlich, aber was ging ihn das schließlich an.

Als die Musik verstummte, waren Fricka und Tregonda auf die Veranda hinausgegangen, wo zwei bunte Ampeln brannten, deren gedämpftes Licht mit dem des vollen Mondes kämpfte. Er zog eine flimmernde weiße Straße über die schwarze Flut des Tiber, der träge zwischen seinen hohen, zerrissenen Ufern dahinfloß. Der nasse Lehm der Ufer glänzte bläulich im Mondlicht.

Sie waren allein auf der Veranda, die meisten scheuten die feuchtkühle Nachtluft, von der man sagte, daß sie Fieber brächte. Aber sie waren beide jung und ihr Blut heiß.

Fricka lehnte sich auf die Balustrade, empfand angenehm die Kälte des Marmors an ihren nackten Armen und sog tief die frische Nachtluft ein. Tregonda stand dicht neben ihr und sie schwiegen einige Zeit wie benommen von der Stille der Nacht. Dann seufzte Tregonda tief auf und Fricka wendete das Gesicht zu ihm herum, sah ihn an: „Warum seufzen Sie?"

„Die Nacht ist so schön."

„Ist es das? Ich meinte, es bedrücke Sie ein tiefer Kummer oder — oder eine unglückliche Liebe."

„Das auch, Sie nehmen mich nie ernst, Fräulein Fricka, darüber muß ich doch traurig sein. Sie spotten, wenn ich Ihnen sage, daß ich Sie liebe."

Sie lachte leise auf: „Das haben Sie mir noch nie gesagt."

„Aber angedeutet."

„Und wollen Sie, daß ich es ernst nehme?"

„Ja."

„Das wäre . . ."

„Warum denn nicht?"

Fricka lachte wieder und sagte dann mit tiefer Stimme: „Eine Tragödie würde dann aus unserem Lustspiel werden. Sie denken übrigens heute an ganz jemand anders, während Sie sich mit mir unterhalten, Herr Tregonda. Glauben Sie, das merkte ich nicht?"

Er wollte widersprechen, hob beschwörend die Hände, aber sie winkte ab: „Nein, nein; ich nehme es ja auch nicht übel, aber ich wüßte gern, was Sie — oder wer Sie so beschäftigt."

Ein Geständnis von seiner Seite erwartete sie nicht, wandte sich von ihm ab, sah in den Mondglanz hinaus und breitete plötzlich die Arme, von denen die losen Ärmel zurückfielen, dem Licht entgegen. „Ach, ist diese Nacht schön! Sehen Sie doch, wie deutlich die Hügel drüben, fast jeder Baum ist zu unterscheiden. Und darunter die Wiesen ganz weiß, als läge Schnee dort, oder als sei da ein stiller, träumender See."

Er antwortete nicht, und als sie ihn von der Seite anblickte, bemerkte sie, daß sein sonst immer lustiges Gesicht ernst geworden war und seine dunklen Augen beinahe bekümmert in die Nacht blickten.

„An was denken Sie in diesem Augenblick?" fragte sie, und ganz mechanisch antwortete er: „An das Kloster."

„Welches Kloster?"

„An eines, in das man junge, lebensdurstige Geschöpfe einsperrt. Finden Sie nicht, daß das Sünde ist?"

„Ach, das geschieht doch heutzutage nicht mehr, jedenfalls nicht ohne Einwilligung eines solchen Geschöpfes, das dann aber gewiß nicht mehr lebensdurstig ist."

„Doch," flüsterte er, „ich kenne ein Mädchen, es ist fast noch ein Kind und ein schönes, liebenswertes Kind ist es — das soll ins Kloster gehen."

„Aber warum denn?"

Er zuckte die Achseln. „Weiß nicht. Man will es los sein."

„Und das Mädchen, es will wohl nicht?"

„Nein. Es möchte leben, glücklich sein, geliebt werden."

„Und Sie lieben es?" fragte ganz leise Fricka.

Er antwortete nicht darauf. Sie wartete ein Weilchen, dann rief sie impulsiv: „Entführen Sie es doch. Wenn die anderen es los sein möchten, werden sie ja nichts dagegen haben."

„Auf den Gedanken kam ich noch nicht," sagte er, und sie sah, wie es in seinen dunklen Augen unternehmend aufblitzte, erschrak fast, weil sie ihn auf den vielleicht gefährlichen Gedanken gebracht hatte. Sein Gesicht war hell vom Mondlicht beleuchtet und sie sah, daß es ernst und nachdenklich war.

Da fragte sie ohne zu überlegen: „Ist es das Mädchen, mit dem ich Sie einmal in der Villa Borghese gehen sah?"

Nun erschrak er. „Haben Sie mich gesehen? Hoffentlich haben Sie mit niemandem davon gesprochen!"

„Nein, ich glaube nicht, es erschien mir zu unwichtig. Aber war es das Mädchen? Eine ältere Donna ging mit, meine ich ..."

„Ja, die kennen Sie doch ... Farnesis Philomena."

„Wie — Farnesis Philomena? Die war es?"

Ihre Frage drückte soviel Erstaunen aus, daß er sofort bereute, den Namen genannt zu haben. Aber nun war es einmal geschehen, und ehe er, den Eindruck zu verwischen, darüber hinwegreden konnte, fragte sie schnell.

„Dann ist das Mädchen ... nein, sagen Sie doch — die Nichte des Andrea?!"

„Die gibt es nicht!" erwiderte er beinahe zornig, biß sich auf die Lippen und machte eine abwehrende Bewegung.

„Aber Sie selbst ..." begann Fricka, doch unterbrach er sie, indem er ihre Hand ergriff und in großer Erregung bat: „Sprechen Sie zu keinem Menschen von dem, was ich Ihnen verriet, Fräulein Fricka, ich beschwöre Sie! Dann will ich Ihnen noch mehr sagen, alles, was ich weiß."

„Wie das Grab werde ich schweigen," versicherte Fricka und war beglückt über die Aussicht an einer romantischen Liebesgeschichte, ja vielleicht sogar Entführungsgeschichte, beteiligt zu werden. „Ich werde schweigen! Machen Sie mich nur zu Ihrer Vertrauten, das ist viel netter, als der ewige fade ‚Flirt', und ich werde Ihnen nach besten Kräften beizustehen versuchen."

Sie rückten dicht zusammen, fast Kopf an Kopf standen sie, und wer sie so gesehen hätte, würde sie gewiß für ein Liebespaar gehalten haben.

Tregonda erzählte von seiner ersten zufälligen Begegnung mit Carlotta und beschrieb sie, wie eben ein Liebender sein Mädchen beschreibt. Er gestand, daß aus den ersten zufälligen Begegnungen später fast tägliche verabredete Stelldicheins wurden, und wie das Mädchen ihn mehr und mehr interessiert, mehr und mehr sein Herz gewonnen habe.

„Und jetzt lieben Sie es?" fragte ganz atemlos Fricka.

„Ich möchte ihm helfen — es retten!" war seine ausweichende Antwort. „Der Gedanke, daß man dieses süße Kind in ein Kloster sperren wird, ist mir unerträglich! Es muß etwas geschehen, dies zu verhüten."

„Aber wer will sie denn ins Kloster sperren?" fragte Fricka. „Der Andrea?"

„Nein, der Farnesi, glaube ich ... er vielleicht im Auftrag ... ich weiß selbst noch nicht."

„Aber wenn sie doch eine Nichte des Andrea ist ..."

„Das ist sie eben nicht. Das hat sie mir selbst gesagt. Gar nicht verwandt ist sie mit dem Kerl. Anscheinend ist es Silvio Farnesi, der über sie zu bestimmen hat."

„Ja — wessen Nichte oder Tochter ist sie denn nun?"

„Das weiß ich nicht. Sie wird ängstlich und befangen, sobald man sie fragt. Sie sagt, es sei ein Geheimnis, das nicht nur das ihre wäre, weshalb sie nicht davon sprechen dürfe. Und sehen Sie, Fräulein Fricka, das ist die Schwierigkeit. Wie kann ich da handeln? Wie kann ich sie entführen, wenn ich noch gar nicht weiß, mit wem ich es dann zu tun bekommen werde?"

Frickas Herz klopfte erregt, und sie war jung genug, um sogleich entschlossen zu sein, hier zu helfen, zu raten und in dieser geheimnisvollen und romantischen Liebesgeschichte eine beschützende Rolle zu spielen. Sie war fest davon überzeugt, daß Tregonda das hübsche, unglückliche Mädchen liebte, das vielleicht — wer konnte es wissen? — die uneheliche Tochter eines Prinzen oder sonst einer hochgestellten Person war und deshalb in einem Kloster verschwinden sollte.

„Ich wollte schon mit Ihrer Mutter davon sprechen, Fräulein Fricka," sagte Tregonda. „Ihre Mutter ist so klug, sie hätte wohl Rat gewußt. Und dann ist ja Silvio so eine Art Adoptivsohn Ihres Vaters, nicht wahr? Wenn Ihre Mutter ihn fragte ..."

„Nein, nein," wehrte Fricka hastig ab, fürchtend, daß damit ihre Rolle als Vertraute ausgespielt sein würde. „Papa und Mama stehen sich gar nicht mehr so gut mit Silvio Farnesi. Wissen Sie, daß er in Amerika Propaganda gegen Deutschland gemacht, das können sie ihm noch nicht vergeben. Und überhaupt ... Mama hätte ihn doch schon gefragt, wenn sie das wollte, nicht wahr? Paul Koller hat lang und breit über die Nichte des Andrea

geredet und sich darüber lustig gemacht, daß Farnesi seine Wohnung zum Asyl für verwaiste hübsche Nichten seines Dieners macht. Mama liebt so was nicht und sie ist gegen diese sogenannte Nichte voreingenommen. Ich will selbst helfen!"

„Wie wollen Sie das tun?"

„Machen Sie mich mit dem Mädchen bekannt. Ein Zusammentreffen können wir leicht herbeiführen, nicht wahr? Und dann — nun dann wird sie schnell Vertrauen zu mir fassen und ich werde bald von ihr erfahren, wer sie ist. Junge Mädchen unter sich — sie verstehen? Da gibt es nicht lange Geheimnisse."

Sie war Feuer und Flamme, aber Tregonda zögerte noch, ihrem Vorschlag zuzustimmen und ein Zusammentreffen zu verabreden, da wurden sie unterbrochen; Rittmeister von Kalmer trat in die Tür zur Veranda und sagte in etwas unwillig erstauntem Ton: „Ah, hier bist du, Fricka?"

Sie fuhren auseinander, wie ein ertapptes Liebespaar, und Fricka errötete heftig.

„Ja, es war so heiß drinnen," sagte sie, ging dann schnell auf den Vetter zu und schob ihre Hand vertraulich durch seinen Arm. „Aber nun wird es doch hier draußen zu kühl."

In harmlosem Ton wendete sie sich zu Tregonda herum. „Wir reden noch später von der Angelegenheit, nicht wahr, Herr Tregonda?"

Dabei nickte sie ihm bedeutungsvoll zu und er verbeugte sich zustimmend.

Dann ging sie mit dem Vetter hinein. Langsam folgte ihnen Tregonda.

Zu gleicher Zeit hatten Lisa und Farnesi im kleinen Musikzimmer, wo sie im Notenschrank nach einem Musik-

album suchten, ein Gespräch geführt, das sich um die gleiche Person drehte. Lisa fand das gesuchte Album, sie beugten sich gemeinsam darüber, aber während sie einen Satz besprach, über den sie vorher uneinig gewesen, bemerkte sie, daß Farnesi nicht mehr zuhörte, sondern sich mit einem dünnen Notenheft beschäftigte, auf dessen Titelblatt sein Name stand.

„Was haben Sie denn da?" fragte sie.

„Daraus habe ich als Junge gespielt," sagte er mit einem Lächeln. „Es sind Etüden für den fortgeschrittenen Schüler. Hübsche Sachen, und da überlegte ich . . ." Er brach ab, und die Noten lesend, fingerte er in der Luft, als hielte seine Linke die Violine.

„Was überlegten Sie?" fragte Lisa, die sich wieder dem Album zugewandt hatte.

„Ja, ich überlegte . . . es sind ausgezeichnete Übungen und — und ich könnte sie meiner Schülerin zu spielen geben. Der Papa wird doch nichts dagegen haben, wenn ich das Heftchen mitnehme? Es gehört das Ding da ja eigentlich mir."

„Ihrer Schülerin?" fragte Lisa aufblickend. „Seit wann haben Sie eine Schülerin? Sie haben es doch bisher immer abgelehnt, Unterricht zu erteilen."

„Davon werde ich im allgemeinen auch nicht abweichen, aber ich habe heute eine Entdeckung gemacht, eine ganz wunderbare Entdeckung, und es drängt mich, zuerst mit Ihnen darüber zu sprechen. Ich bin beglückt, denn es bedeutet nicht wenig für einen Künstler, wenn er ein junges Genie entdeckt."

„Wirklich ein Genie?"

„Ja! Das Kind hat noch nichts gelernt. Es hat bei irgend einem Stümper ein wenig Unterricht genommen und doch spielt es . . . ich war hingerissen."

„Für die Kleine wird Papa sich gewiß interessieren," meinte Lisa.

„Oh, er wird entzückt sein. Wenn Sie erlauben, bringe ich das junge Mädchen einmal mit hierher."

„Ein junges Mädchen also? Wie alt ist denn das — Kind?"

„Nun, es mag etwa siebzehn Jahre alt sein, aber dafür ist es sehr kindlich noch — etwas scheu."

„Und wie haben Sie es denn entdeckt? Auf der Straße?"

„O nein. Das Mädchen ist aus guter Familie und durchaus wohlerzogen. Zufällig hörte ich es spielen."

„Ach wirklich. Und ist es hübsch?"

„Entzückend! Das heißt, eigentlich habe ich es mir daraufhin gar nicht recht angesehen."

„Nun — nun ..."

„Nein, wirklich! Ich war von dem Spiel so hingerissen, daß ich ..."

Er brach ab, weil der Vorhang, der die Tür zum Gartensaal deckte, behutsam zur Seite geschoben wurde und sich zwischen dem Teppich und Türpfosten Frau Forlis neugieriges Gesicht zeigte. Sie zog die Brauen hoch und sagte mit ihrer grellen Stimme: „Ah, hier sind Sie! Man wundert sich. Ich habe doch nicht etwa gestört? Was wird denn hier beratschlagt?"

„Wir suchten nach Noten," sagte Farnesi.

„Und wir haben sie gefunden," fügte Lisa hinzu, nahm dabei die beiden Hefte mit der Beethovenschen Sonate, der sogenannten Apassionata auf, nach der sie gesucht hatten.

„Ah, Beethoven, herrlich!" rief Frau Forli aus.

Als sie in den Gartensaal zurückkamen, stand Helmer in der Nähe des Flügels mit einem Glas Eislimonade in

der Hand. Er blickte auf, seine und Lisas Augen begegneten sich. Aber dann wendete er den Kopf ab und entfernte sich langsam, setzte sich bei der offenen Verandatür nieder, abseits von allen anderen, als wollte er allein sein. Ein bißchen beunruhigt sah sie ihm nach. Hatte er ihr etwas übelgenommen?

Es fiel ihr ein, daß sie an diesem Abend noch kaum ein Wort mit ihm gesprochen hatte, weil Silvio Farnesi sie gleich in Anspruch genommen. Aber während der Pausen hatte er gar nicht versucht, sich ihr zu nähern.

Sie mußte sich zusammennehmen während des Spiels. Es dauerte einige Zeit, ehe das Tonstück des großen Meisters sie ganz gefangen nahm, ihr nicht erlaubte, an anderes zu denken.

Still war es nun im Saal geworden und auch die Unmusikalischen lauschten ergriffen, wenn auch nicht verstehend. Fricka war mit Vetter Kalmer aus dem Herrenzimmer herausgekommen, stand neben ihm unter der Tür und hatte ihre Hand durch seinen Arm geschoben, lehnte sich ein wenig gegen ihn an. Sie standen dort wie ein Brautpaar, waren sich dessen aber nicht bewußt.

Helmer blickte zu ihnen herüber. Ist es soweit? dachte er. Dann glitten seine Blicke zum Klavier hinüber. Er sah von Lisa nur den Rücken, die Schultern, den weißen Nacken unter dem Schatten ihres dunklen Haares. Er sah, wie ihr schlanker Körper anmutig den Bewegungen ihrer Hände folgte, und es wunderte ihn, wie diese zarten, schlanken Hände so gewaltige Tonbilder aus dem Instrument herauszuholen vermochten. Farnesi stand etwas hinter ihr, ihn sah er von der Seite. Wie ein junger Gott sah er aus, wenn er spielte und sein fein und scharf geschnittenes Gesicht sich während des Spiels gleichsam vergeistigte. Er erinnerte sich an das, was Koller gesagt:

„Sie musizieren miteinander und Musik ist ein guter Kitt."

Lisa kannte Silvio Farnesi von Kindheit auf, hatte in ihm früher fast einen Bruder zu sehen gelernt. Er war ein Meister seines Instrumentes, ein Genie, ein berühmter Mann. Wäre es zu verwundern, wenn Lisa ihn liebte? Voll Bitterkeit sagte sich Helmer, daß er nichts war, nichts als nur das, was die Engländer einen Gentleman nennen. Er hätte jetzt ein tüchtiger Bildhauer sein können, aber die sechs verlorenen Jahre hatten seine Hände ungeschickt gemacht. Er war heute noch ein Lernender. Was konnte er Lisa bieten? Nichts!

Er legte die linke Hand über die Augen, wollte Farnesi nicht mehr neben Lisa sehen. Er ließ die gewaltigen Tonfluten über sich ergehen, senkte immer mehr den Kopf, und als zum Schluß das Gebrause entfesselter Leidenschaften, die mit Vernichtung und Zerstörung drohten, allmählich zu sanftem Gewoge überging, als beruhige sich das Meer nach wildem Sturm, erhob er sich leise und ging auf die Veranda hinaus.

Der Mond war inzwischen höher am Himmel heraufgezogen, breitete sein weißes, silbriges Licht über die Landschaft, und still zog drunten der Strom, dessen Wasser hier und da vom Mondlicht getroffen leuchtend blinkte. Es tappte etwas über die Kacheln des Verandabodens und eine kalte Schnauze berührte die Hand des Einsamen.

„Dolf?" sagte Helmer und strich liebkosend über den Kopf des Hundes, der ihn mit seiner Zuneigung beehrte, während er merkwürdigerweise Farnesi, den er doch viel länger kannte, nicht recht leiden konnte, das heißt, ihn völlig übersah.

Im Saal war die Musik verstummt und man hatte Bei-

fall geklatscht. Jetzt drang lebhaftes Stimmengewirr auf die Veranda hinaus. Man unterhielt sich eifriger, nachdem man so lange hatte stumm bleiben müssen. Helmer hatte keine Lust, hineinzugehen. Er war verstimmt, nicht aufgelegt zur Unterhaltung, und beschloß, zu warten, bis die verschiedenen Gruppen der Gäste ganz mit sich beschäftigt waren, dann wollte er unbemerkt in das Herrenzimmer zu gelangen suchen und fortgehen. In diesem Augenblick hörte er einen leichten Schritt hinter sich und gleich wußte er, daß es Lisa war, die ihn suchte.

Er drehte sich nicht um, blieb regungslos. Im Schatten einer der Säulen, die das Verandadach trugen, stehend, meinte er, sie würde ihn nicht sehen, aber da sagte sie schon mit leisem Vorwurf: „Was tun Sie denn hier so ganz allein, Manfred?"

Er drehte sich um. „Ich bin eben erst hier herausgekommen."

„Und werden sich erkälten. Es steigt feuchtkalt vom Tiber herauf. Das ist nicht gut für Sie."

Er schwieg; sie konnte sein Gesicht nicht sehen, da es im Schatten blieb.

Dann fragte sie zögernd: „War es zuviel Musik heute? Haben Sie mir etwas übelgenommen?"

„Wie könnte ich Ihnen übelnehmen, was Ihnen so viel Vergnügen macht," erwiderte er. Er wollte es gleichgültig sagen, aber es klang erbittert; er bemerkte es und schnell fügte er hinzu: „Es war ja herrlich, wie Sie spielten. Sie sind mit Farnesi sehr gut eingespielt."

„Ja, wir haben auch früher schon viel miteinander musiziert, schon als meine Hände kaum die Oktaven greifen konnten. Es war immer mein Stolz, ihn begleiten zu dürfen."

„Das ist begreiflich."

„Er ist ein großer Künstler, es ist ein hoher Genuß, mit ihm zu musizieren, das verstehen Sie doch.“

Sie sprach es entschuldigend, versuchte gewissermaßen damit zu erklären, warum sie sich am heutigen Abend so ausschließlich Farnesi gewidmet hatte, aber er hörte nur heraus, daß sie Farnesi bewunderte.

„Ja, ich verstehe,“ sagte er. „Dagegen bin ich so gar nichts. Weder ein Künstler, noch ein berühmter Mann, und wenn ich Landwirt werde, wird mir der geringste Knecht in landwirtschaftlichen Kenntnissen über sein. Ich weiß ja kaum Weizen von Gerste zu unterscheiden. Eigentlich bin ich ein recht unnützer Kerl; ich hätte bei den Schwarzen in Afrika bleiben sollen.“

„Aber Manfred ...“ Sie legte ihm die Hand auf den Arm. „Wie können Sie nur so reden? Warum sind Sie heute so bitter und so verstimmt?“

Er blickte auf die Hand, er hätte sie gern genommen und an die Lippen geführt, aber eine Art Eigensinn hinderte ihn daran, seine Gefühle zu verraten.

„Ich bin an große Gesellschaften nicht mehr gewöhnt,“ murmelte er, „alle diese Menschen ... ich begreife nicht, wie Ihre Eltern alle diese Italiener bei sich sehen können, obgleich ... aber verzeihen Sie, mir steht es natürlich nicht zu, etwas dagegen zu haben. Ich bin ein langweiliger Kerl und ein Egoist, Lisa, ich kann es nicht vertragen, wenn Sie von anderen in Anspruch genommen werden.“

Ein wenig errötete sie. „Es war nicht zu ändern, aber ich hätte daran denken können, daß es manchem unter den Gästen vielleicht zu viel der Musik werden könnte, wenn auch gerade Sie — Sie sind doch musikalisch.“

Er lächelte entschuldigend.

„Das war es auch nicht, aber — was habe ich denn von Ihnen, wenn Sie den ganzen Abend über am Klavier

sitzen und der Farnesi — er immer neben Ihnen ... Sie mit ihm ein Herz und eine Seele. Das ist es, was mich verstimmt."

In zornigem Ton war es ihm entfahren, was er gar nicht hatte sagen wollen. Sie errötete wieder, blickte betreten zu Boden, beide schwiegen sie einige Sekunden. Dann sagte sie leise: „So ist das gar nicht. Ich bin dann gleichsam nur ein Instrument, wie das Klavier und die Geige, nicht mehr und nicht weniger."

„Ist das wirklich so?"

„Ja, so ist es."

„Lisa, jetzt halten Sie mich gewiß für einen Banausen, der ..."

„Gar nicht. Ich verstehe ganz gut, daß Sie ... ich meine ... ja, Sie fühlten sich vereinsamt unter all den Menschen, meine ich, und da ... sehen Sie, darum ging ich Ihnen nach."

„Lisa ..." jetzt ergriff er ihre Hand, hielt sie fest. „Wenn Sie verstehen können, wie einsam ich bin, welches Glück für mich, in Ihrer Nähe zu weilen. Ich habe ja niemand auf der Welt, den ich mein nenne; wenn Sie — wenn Sie, Lisa, mich ansehen, wie gerade jetzt, dann steigt in mir die Hoffnung auf, daß einmal ein Tag kommen würde, an dem ich nicht mehr einsam sein werde. Lisa, wollen Sie mir diese Hoffnung lassen?"

Sie hatte versucht, ihre Hand ihm langsam zu entziehen, nicht weil seine Worte sie erschreckten, oder gar sie unangenehm berührten, aber weil ihr feines Gehör das Herannahen von Schritten vernahm. Endlich entriß sie ihm die Hand beinahe heftig und sagte laut: „Eine wunderschöne Nacht, finden Sie nicht auch, Manfred? Aber es weht kühl vom Tiber herauf, gehen wir hinein."

Helmer war überrascht durch diese kühle Abweisung.

Er hatte nicht bemerkt, was Lisa nicht entgangen war, daß Koller für einen Augenblick in der Verandatür erschienen war, sich aber sofort wieder zurückgezogen hatte.

„Ja, gehen wir hinein," sagte er gepreßt.

Eine Stunde später verließ er mit Koller zugleich das Wendelinsche Haus. Manfred Helmer ging schweigend neben Koller her, der über Musik sprach, davon er viel zu verstehen schien. Er sagte, es sei ein Genuß, zuzuhören, wenn Gräfin Lisa Farnesi begleite, die Harmonie zwischen diesen zwei Leutchen sei bewundernswert. Wenn der Krieg nicht gekommen wäre, sprach er weiter, dann würden sie ja wohl längst verheiratet sein, Lisa Wendelin würde ihn auf seinen Konzertreisen begleiten und seine Erfolge teilen. Jetzt sei Wendelin gegen eine Heirat, nur weil Farnesi Italiener ist. Als wenn Politik was mit der Liebe zu schaffen hätte. Früher hätte er es wohl ganz gern gesehen, wenn seine Lisa und sein geliebter Adoptivsohn ein Pärchen geworden wären.

„Na," schloß Koller, „auf die Dauer wird er das ja kaum verhindern können, das zu wissen, braucht man die zwei nur einmal zusammen zu sehen."

Er schien die Schweigsamkeit seines Begleiters nicht zu bemerken, erzählte weiter gemächlich, daß man vor dem Krieg ganz allgemein eine Verlobung zwischen Lisa Wendelin und Silvio Farnesi erwartet habe. Aber ein kurzer Blick, mit dem er Helmer streifte, während er schilderte, wie fast unzertrennlich damals die beiden gewesen wären, hätte einem Dritten verraten, daß Koller nicht ohne Absicht sprach; er liebte Lisa Wendelin mit der ganzen Leidenschaft, der seine im Grunde kaltherzige Natur fähig war, und gönnte sie weder Farnesi noch Helmer; obgleich er für sich selbst gar nichts hoffen durfte. Er täuschte sich

nicht, daß Lisa ihn nicht mochte, er ihr sogar, er wußte nicht weshalb, durchaus unsympathisch war.

Nun hatte er beobachtet, daß auch Silvio Farnesi, trotz des Kittes, den die Musik abgab, nichts mehr hoffen durfte, seit Manfred Helmer wieder in ihr Leben getreten war, den sie schon als junges Mädchen geliebt hatte. Nur er, der so scharf beobachtete, wußte das oder glaubte es zu wissen. Und sein Bestreben ging nun dahin, einen Keil zwischen die Liebenden zu treiben. Es galt, Zeit zu gewinnen. Sie waren beide stolze, zurückhaltende Naturen, und wenn Helmer verhindert wurde, schon sehr bald das entscheidende Wort zu sprechen, dann wurde es vielleicht nie gesprochen. Dann ging Helmer nach Deutschland zu seinen Verwandten, Lisa blieb bei den Eltern in Rom, und was sie jetzt zueinander zog, erstarb langsam in ihnen, nachdem einmal der richtige Augenblick verpaßt war.

Koller hatte ähnliches oft genug erlebt.

Emanuele Aresa saß am Bettchen seines jüngsten Kindes, der kleinen Riccarda, das mit fieberheißen Wangen in den Kissen lag. Es war an einer sein Leben gefährdenden Nierenentzündung erkrankt. Jetzt hatte es die großen, dunklen Augen geschlossen, er hoffte, es sei eingeschlafen, und voll Sorge ruhte sein Blick auf dem abgemagerten Gesichtchen mit den eingefallenen Schläfen und dem spitz gewordenen Kinn.

Die Kleine mußte vorsichtig ernährt werden, durfte kein Fleisch bekommen; alle Speisen mußten ihm ungesalzen gereicht werden. Nun mochte es gar nichts mehr essen, und das früher so runde Körperchen war zum Skelett abgemagert.

Aresa seufzte tief auf. Nein, man konnte ihn nicht mehr den glücklichen Aresa nennen. Unglück war in seinem

Hause eingekehrt, seit dem Tode seiner Frau. Wollte er aber ehrlich gegen sich sein, so war das Glück eigentlich erst daraus gewichen, seit er Carlotta verstoßen hatte. Seitdem ging alles schlimm. Um jemand zu haben, der ihm das Hauswesen führte und nach den Kindern sah, hatte er eine verwitwete Schwester mit ihren beiden kleinen Töchterchen, die in Alines und Riccardas Alter standen, ins Haus genommen. Er hatte sich das sehr hübsch gedacht; Clementinas kleine Mädchen konnten mit den seinen spielen und auch mit ihnen zusammen unterrichtet werden.

Seine Schwester Clementina war an einen kleinen Beamten verheiratet gewesen, und in der Stadt, in der ihr Mann angestellt gewesen, auch nach seinem Tode geblieben. Aresa hatte sie wiederholt mit Geld unterstützt. Nahm er sie nun ins Haus, tat er ein gutes Werk. Aber Clementina war an die Verhältnisse einer kleinen Stadt gewöhnt und ihr war die Abstammung aus niederen Volkskreisen anzumerken. Ging sie aus, dann stand sie in kleinen Läden und an den Straßenecken, klatschte mit anderen redesüchtigen Weibern. Anderseits trug sie die Nase auch wieder recht hoch, weil sie in dem vornehmen Hause ihres Bruders regieren durfte. Regieren bedeutete aber für sie ein fortwährendes Schelten und Im-Hause-Herumschreien, und schon nach wenigen Wochen hatte sie es dahin gebracht, daß die alten, bewährten Dienstboten das Haus verließen, weil, wie sie sagten, mit der Signora Clementina nicht auszukommen sei.

Die Mahlzeiten kamen seitdem nicht mehr pünktlich auf den Tisch, waren schlecht zubereitet und unschön angerichtet. Sie schalt aber auf die Söhne, wenn diese, durch ihre eigene Unpünktlichkeit verleitet, sich zu den Mahlzeiten verspäteten, beschimpfte sie, verklagte sie beim

Vater und machte ihnen den Aufenthalt im Hause so unbehaglich, daß beide anfingen, sich so wenig wie möglich daheim sehen zu lassen. Tonio gewöhnte sich das Bummeln an, blieb zuweilen ganze Nächte weg, und von der Tante verklagt, vom Vater heftig zur Rede gestellt, empörte er sich.

Es sei ja im Hause gar nicht mehr auszuhalten, seit die Carlotta fort sei und Tante Clementina das Regiment führe, der Vater solle Carlotta wieder zurückholen. Danach hatte er verlangt, der Vater möge ihm Carlottas Adresse geben, er wollte nach Rom gehen und die Schwester aufsuchen. Es war zu einer heftigen Auseinandersetzung zwischen Vater und Sohn gekommen, bis Aresa seinem Ältesten rundheraus erklärte, daß Carlotta nie wieder in sein Haus zurückkehren dürfe, weil sie nicht sein Kind sei. Darauf hatte Tonio gesagt: „Ist sie nicht dein Kind, so ist sie doch meine Schwester." Und als der Vater sich weiter weigerte, ihm zu sagen, wo Carlotta sich befand, war es zu heftiger Rede und Gegenrede gekommen, bis Tonio erklärt: „So werde ich sie suchen, bis ich sie finde."

(Fortsetzung folgt)

Rätsel

Ich zeigt' mich gestern dir, du siehst mich heute,
Ich leucht' in jedem Stern am Himmelszelt,
Bin in der Nähe, doch auch in der Weite,
Nicht kann bestehen ohne mich die Welt.
Die Liebe bringt mich doppelt dir, doch wehe,
Du hast mich auch im Sterben und im Leid;
Mit mir beginnt und endet jede Ehe,
Ich bin der Anfang von der Ewigkeit.

R. Sch.

Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes.

Die Uranfänge der Schiffahrt bei den Völkern der Gegenwart

Von Dr. Johannes Bergner / Mit 20 Bildern

Aus unscheinbaren, primitiven Anfängen hat sich in langsamem Werdegang das stolze Schiff entwickelt, das in den Riesenmaßen unserer Zeit einer schwimmenden Stadt oder auch einer stahlumwallten Festung gleicht. Kein Volk der Erde kann die Erfindung des Kahnes als Ausgangspunkt des Schiffbaues für sich allein in Anspruch nehmen. Der schöpferische Menschengeist verwirklichte in räumlich weit getrennten Landen und daher unbeeinflußt voneinander die gleiche Idee. Bei verschiedenen Naturvölkern finden sich nicht nur die für uns längst vergangenen Kulturstufen der Stein-, der Bronze- und der Eisenzeit, sondern auch die einzelnen Etappen der Schiffahrt bis zum Boote wieder. Ein treibender Baumstamm kann den ersten Fingerzeig gegeben haben, da ja die Menschheit stets gern ihren Wohnsitz am Wasser nahm. Zudem konnte der Urmensch zweifelsohne schwimmen oder gleich den Tieren paddeln, wie das die noch vorhandenen Reste der Schwimmhäute an unseren Fingern und die der Schließmuskeln an Ohr und Nase nahelegen. Und schwimmend hat er wohl auch manchen größeren Fisch mit seiner Hand ergriffen, wie das die Südseeinsulaner und bei uns die Spreewälder noch tun. Da mag er sich wohl an vorbeikommendes Holz- oder Strauchwerk geklammert und so erkannt haben, welch große Hilfe und Erleichterung ihm dadurch wurde. Noch jetzt binden sich ja wilde Stämme Ostbrasiliens Bündel von Palmstengeln unter die Achseln,

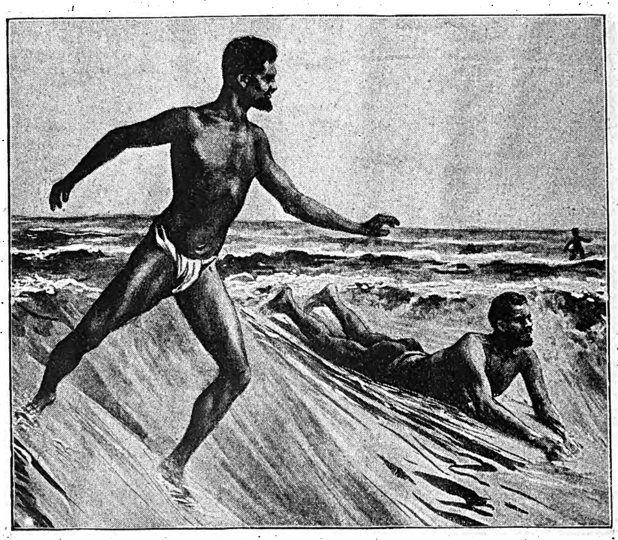
um so die reißenden Ströme zu durchqueren, und Alexander von Humboldt sah, daß die eingeborenen Postboten Perus einen leichten Balken trugen, um schwimmend die in dem Kopftuche geborgenen Briefe zu befördern. Die Jugend, aber auch die Erwachsenen von Hawai vergnügen sich mit über zwei Meter langen Schwimmbrettern, die einst wohl ernsteren Zwecken dienten, auf dem Meere; man läßt sich, ganz auf ihnen hin-



Eingeborene aus Neu-Guinea, auf Baumwurzeln „rudernd".

gestreckt und sich an der schmalen, vorn und hinten gerundeten Planke haltend, von den Wogen wieder zum Strande tragen, oder saust wohl gar stehend durch die Brandung. Als dann der Mensch versuchte, ein paar Balken miteinander zu verbinden, um so die Tragfläche zu vergrößern, da war der erste Schritt zu weiterem getan. Auch diese Stufe ist uns noch in den Wurzelflößen von Kaiser-Wilhelms-Land erhalten, die jederseits ein starkes Bambusrohr besitzen, das auch das Kentern hindert. Auf solch gebrechlichem Fahrzeug hockend und es mit einem Ruder steuernd, wagen sich diese Eingeborenen von Neu-Guinea weit

ins Meer hinaus. War aber einmal diese Stufe erreicht, da konnte man leicht ein Floß errichten, das auf dem weiten Erdenrund noch eine wichtige Rolle spielt, wenn es bei uns auch auf dem Rhein, der Elbe, Weichsel, Donau und mehr noch in dem wald- und seenreichen Kanada

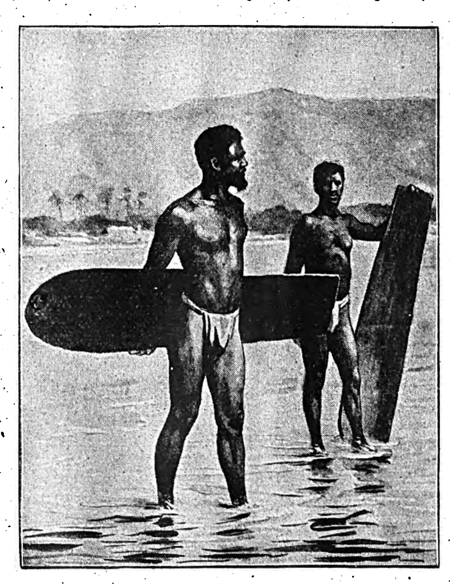


Kunststücke der Hawai-Insulaner auf dem Schwimmbrett.

dem billigen Transport des Holzes selber dient*. Viele Naturvölker sind denn auch gleich manchen Indianerstämmen des Amazonas, des wasserreichsten Stroms der Erde, beim Floße stehen geblieben, wenn sie ihm auch mitunter riesige Ausmaße gegeben haben, erreicht es an der Westküste von Südamerika doch eine Länge

* Vergleiche „Wie das Holz zu Tal gefördert wird". Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens, Jahrgang 1922, Band 9, Seite 86 bis 104.

von sechsundzwanzig Meter bei einer Breite von mehr als sieben! Mannigfach genug ist auch das Material, das dazu verwendet wird. Einige Negervölker Innerafrikas besitzen Schilfflöße, wie man sie einfacher nicht denken kann, da sie nur einen wirren Haufen kreuzweise übereinander geworfener Rohrbündel bilden, auf denen bestenfalls noch ein paar Planken und als besonderer Luxus eine roh gefügte Lehne ruhen. Gleichwohl berichtet Livingstone, daß die Fahrt doch nicht so unannehmlich war, als sie ihm auf den ersten Blick erschien, ja daß vielmehr das nachgebende Schilf vor dem Umwerfen durch plötzlich auftauchende Flußpferde bewahre, weshalb man denn auch diese Fahrzeuge für deren Jagd verwendet. Ähnliche Flöße, nur wohlgebündelt und haltbar verschnürt, gebrauchen auch die ungarischen Fischer, während in Russisch-Turkestan solche von größten Dimensionen gewaltige Lasten auf dem Syr-Darja führen, da nur auf kurzen Strecken flachgehende Dampfer ihn befahren können.

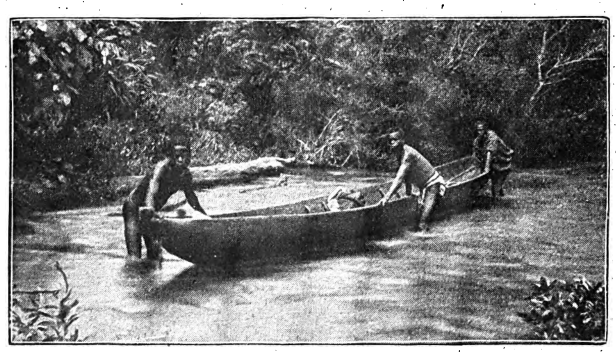


Hawai-Insulaner mit dem Schwimmbrett.

Weit dauerhafter und von noch größerer Tragkraft sind aber die Bambusflöße der Chinesen, die in dem

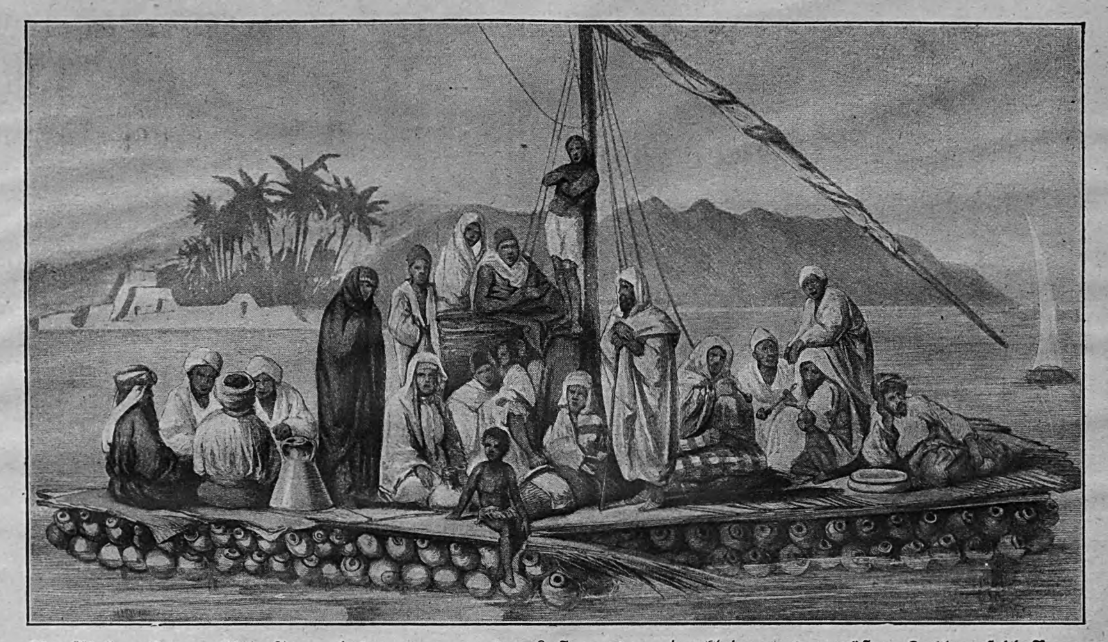


Aus Schilfrohr hergestelltes Fahrzeug der Eingeborenen auf dem Tschadsee.



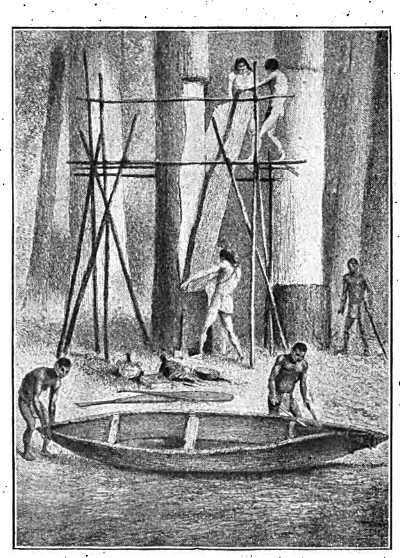
Eingeborenenboot, Madagaskar.

übervölkerten Lande ganzen Dörfern zum Unterbaue dienen. Höchst originelle Flöße, nämlich Bündel von



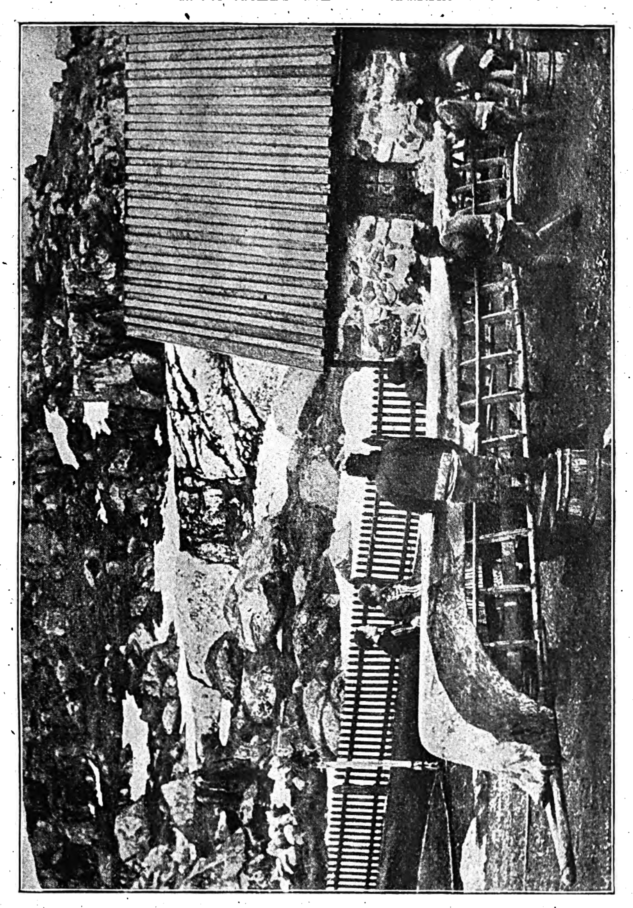
Topffloß auf dem Nil. Je nach der zu tragenden Last werden eine kleinere oder größere Zahl verschlossener Töpfe untereinander verbunden und Bretter darauf befestigt.

Töpfen, auf denen leichte Bretter liegen, dienen seit undenklichen Zeiten zum Befahren des Nils, nachdem ein Zufall wohl gezeigt, wie gut derartige Gefäße schwimmen, während in anderen Teilen Afrikas Kürbisse demselben Zwecke dienen. Auch Schläuche aus Tierhäuten, die immer noch in heißen Landen zur Aufbewahrung von Wein, Öl oder Wasser dienen, fanden frühzeitig als Schwimmkörper Verwendung, wie das manchmal uralte assyrische Denkmale zeigen.



Indianer beim Herstellen eines Rindenbootes. Von einem Baum wird die Rinde abgeschält. Im Vordergrund ein mit Sitzbrettern versehenes Boot.

Mit der Erkenntnis, daß Hohlformen doch besser tragen als das rohe Holz, das nur dank seines leichteren Gewichtes schwimmt, war dann der Übergang zum Kahn gegeben, der ursprünglich wohl nur aus Baumrinde gefertigt wurde. Auf solch hinfälligem Nachen fährt heute noch der armselige Feuerländer tagelang ins Meer hinaus, um dort Fische zu fangen, und auch bei vielen tiefstehenden Völkern der Ostküste von Mittelafrika, im Norden Asiens und in Australien, kurz, weiter als man glauben sollte, hat sich

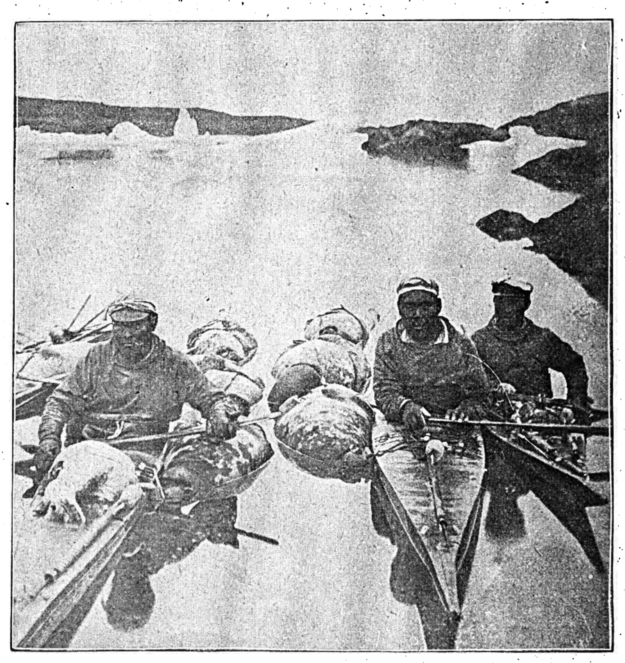


Eskimo beim Bau eines größeren sogenannten Frauenbootes. Das Gerüst wird mit Fellen bespannt.

das leichte Rindenkanu erhalten, das wir ja auch aus unse=rem „Lederstrumpf" und anderen Indianerbüchern kennen.

Höchst einfach, doch recht zweckentsprechend sind die aus spitz auslaufenden Binsenbündeln gefügten Boote,

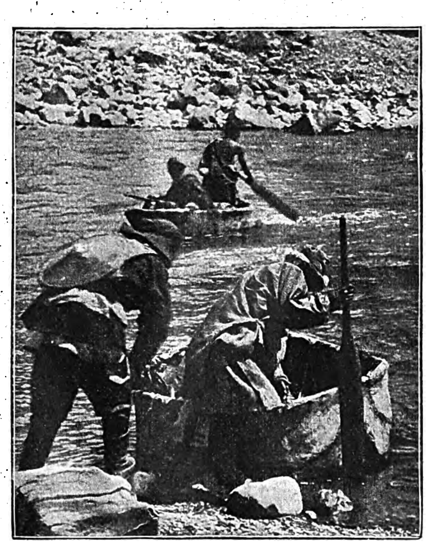
ein Mittelding zwischen Kahn und Floß, die seit Jahrhunderten mit ihren Mattensegeln auf dem Titicacasee nicht nur dem Fischfang, sondern auch dem Verkehr dienen. Im Vergleich mit ihnen ist der Kajak der Es-



Grönländische Seehundsjäger und ihre Jagdbeute.

kimos ein wahres Wunderwerk der Technik, denn allseitig geschlossen ist er mit dem Manne wie verwachsen, wird doch sogar die kleine Einsteigöffnung in der Mitte des Verdeckes durch den mit ihrer Kante festverschnürtem Rocke des Darinsitzenden so abgedichtet, daß selbst beim Umkippen kein Wasser eindringt. Aus leichten Holz-

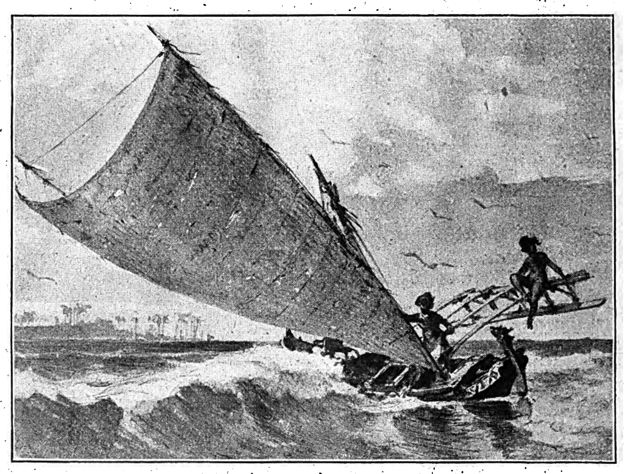
oder Tierrippen gefertigt, die stramm die Haut des Seehunds überspannt, wiegt solch ein Boot, obwohl reichlich sechs Meter lang, nur etwa fünfzehn Kilo, so daß es ohne weiteres auf dem Lande oder Eise von dem einzelnen getragen werden kann. In solch einem Gefährt rudert der Eskimo zu dem Fischfang und zur Robbenjagd weit in die See hinaus, ja die Tschuktschen setzen darin über die eisige Beringstraße!



Lederboote am Da tschü in Tibet.

Wenn man nun auch mit der Bezeichnung „Boot" ganz unwillkürlich den Begriff der uns geläufigen Form verbindet, so gibt es doch recht merkwürdige Ausnahmen, die dennoch weit verbreitet sind. Mag auch die ungegerbte, an vier Seiten aufgebogene und mit Riemen vernähte Ochsenhaut der Ariponen Paraguays den Namen Boot noch nicht verdienen, so kennen wir doch solche, die einem Waschkessel oder gar einem umgestülpten Regenschirme gleichen. Ein Reisigwerk, das man mit Erdpech dichtete und mit Tierhäuten überzog, bildet die sonderbare Fähre, die, von zwei Mann gerudert und gesteuert, große Lasten

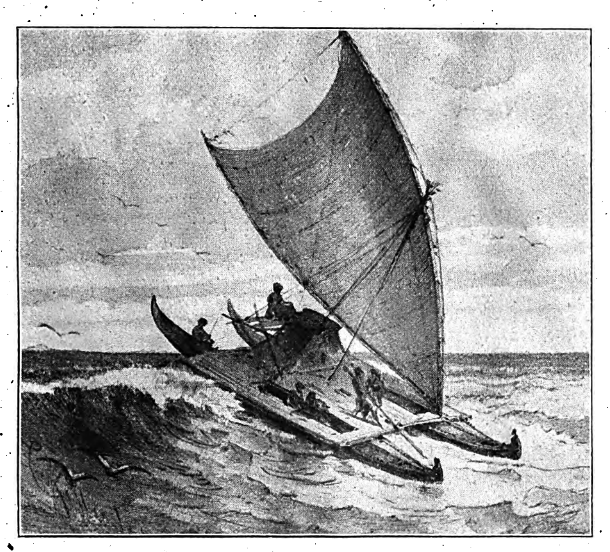
befördert, ohne zu kentern. Schon Herodot schildert im fünften Jahrhundert vor Christus solch runde Lederboote, die er in Armenien sah; er beschreibt, daß jedes derartige Fahrzeug mindestens einen Esel mit sich führte. Nach Verkauf der Ladung in der Weltstadt Babylon,



Mit einem Ausleger versehenes Boot der Papua.

trottete er, mit dem Fellüberzug des Boots beladen, wieder heimwärts, da eine Fahrt stromaufwärts der reißende Euphrat unmöglich machte. Bis zu zweitausendsechshundert Zentner soll solch Boot getragen haben, das heute noch, wenn auch viel kleiner, in Mesopotamien zu Transporten gebraucht wird und bei einigen Indianerstämmen Nord- und Südamerikas als Fähre diente. Ja, auch in Wales und Irland hat man es eingeführt, wo es, mit Kautschuk oder Segeltuch bezogen, zu Entenjagd und Fischfang sich bewährte. Als Kuriosum sei auch noch erwähnt, daß die Russen kreisrunde Panzer-

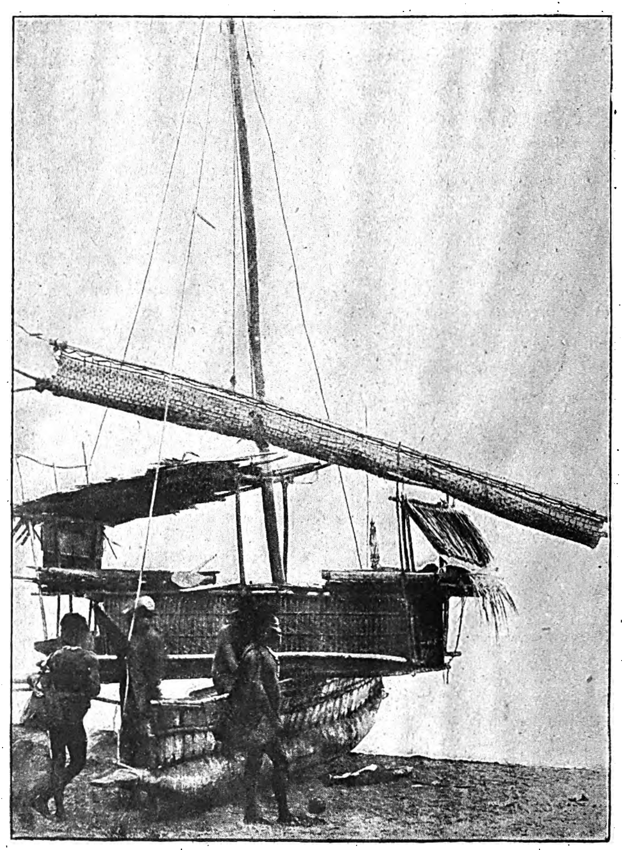
schiffe auf dem Schwarzen Meere hatten, Popowkas, wie man sie nach ihrem Erfinder, dem Admiral Popow, nennt. Der fast ganz unter Wasser liegende Schiffskörper besaß zwölf parallele Kiele und sechs Schrauben,



Doppelpiroge der Fidschi-Insulaner.

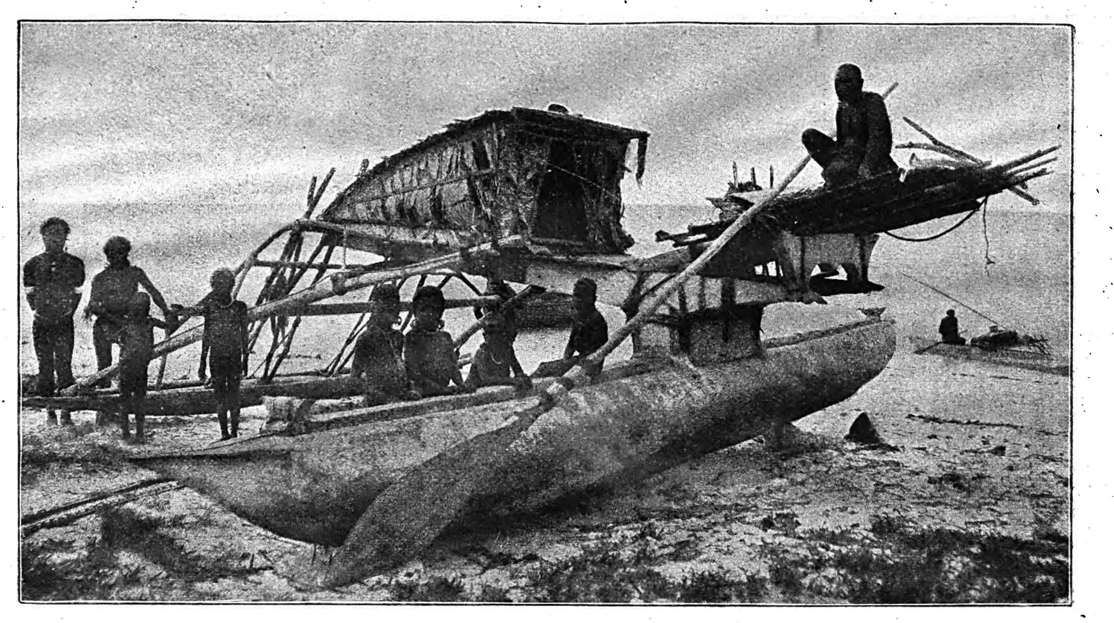
die dieses Turmschiff fortbewegten, das aber nie die Feuerprobe auf seine Brauchbarkeit bestand.

Die Ursprungsform des Bootes, wie sie der Baumstamm schon dem Menschen der Vorzeit gab, war doch in der Zurichtung ein schwieriges Werk. Wie wir aus Funden und der noch jetzt gebräuchlichen Arbeitsmethode wissen, spielte das Feuer oder glühend gemachte Steine dabei eine große Rolle, denn wenn auch die Bezeichnung „Weidling" für solch einfachen Kahn schon darauf hinweist, daß die leicht hohl werdende Weide mit ihrem



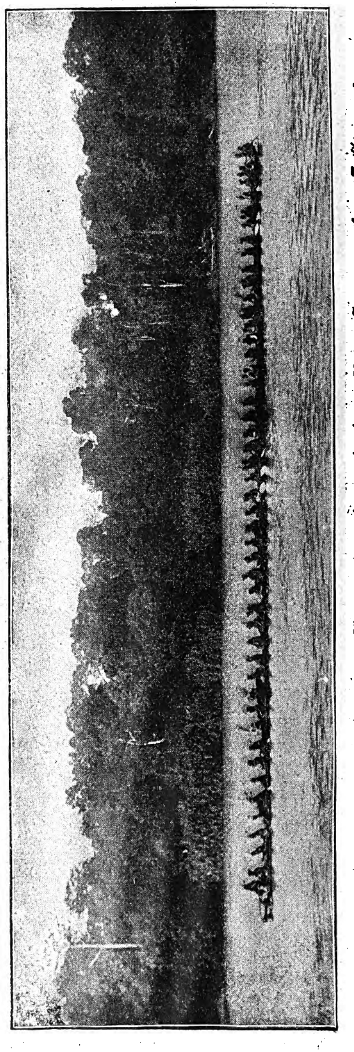
Ein Kanu der Eingeborenen von Siar in Neu-Guinea, mit einem großen Aufbau in der Mitte, der einer Plattform ähnlich ist. Um das Umkippen zu verhindern und dem Winddruck zu begegnen, ist auf einer Seite ein Ausleger angebracht.

weichen Holz gar manchen Einbaum lieferte, so wurde doch die harte Eiche für solche Zwecke bevorzugt. Da



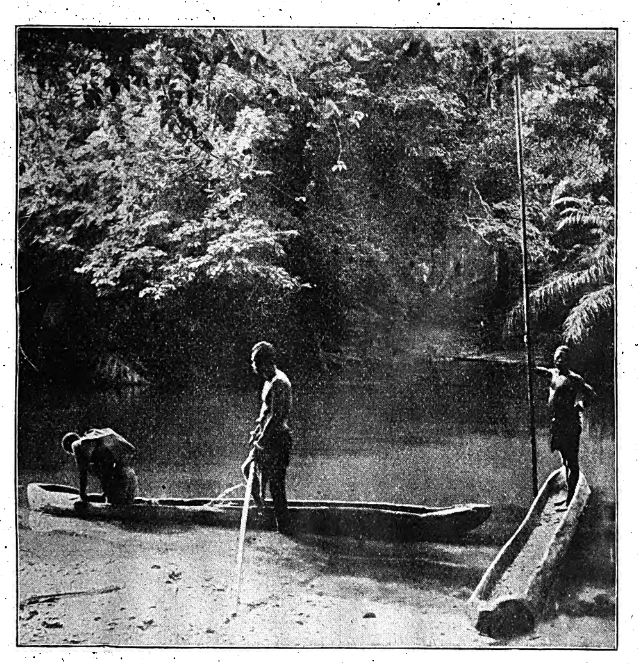
Kanu von Santa Cruz, das sich durch die lange Plattform und die auf einem Ausleger ruhende Hütte von der Bauart der Boote im übrigen Melanesien wesentlich unterscheidet. Für lange Reisen werden scherenförmige Segel aufgesetzt.

aber lange und verhältnismäßig schmale Boote auf dem Meer leicht von den Wellen umgeworfen werden, so kamen findige Südseeinsulaner bald auf die Idee, durch lange Stangen, einen Balken, ein kleines Floß oder einen Nachen mit der Bootswand zu verbinden. Die so vergrößerte Grundfläche konnte nun auch ein Segel tragen. Ruder und Segel, ebenso das Steuer, sind ja uralt, wie ägyptische Darstellungen aus dem dritten Jahrtausend beweisen. Auch an der Küste Sansibars entstanden früh schon kleine Einbäume mit zwei solchen Auslegern, die bei gutem Wind schnell dahinschießen. Die primitive Form des Einbaums, wie wir ihn aus den Pfahlbauten kennen, ist auch in



Kriegsboote der Kasan, die durch Aushöhlen eines einzigen Baumstammes hergestellt werden. Das Boot ist über vierzig Meter lang.

Europa noch nicht ausgestorben, sie ist in Polen und Westpreußen noch im Gebrauch. Mit Planken überhöht, war er auch in den Seen Oberbayerns und Tirols noch in der neuesten Zeit da und dort zu finden. In Livland hat



Einbaumkanu der Pangwe.

sich gar eine Form mit Auslegern, wie wir sie schon von Ozeanien beschrieben, erhalten. Von Nordalbanien aber wird berichtet, daß dort zwei Einbäume durch starke Querbalken so miteinander verbunden sind, daß beim Transport der Pferde diese vorn in dem einen und mit den Hinterfüßen im anderen Einbaum stehen.

Die meisten Völker sind überhaupt nicht über das Boot hinausgekommen, wenn auch ihre Kriegskanus, die, wie beispielsweise auf Neuseeland, hundert Mann an Bord nehmen können, von bedeutender Größe und in wunderbarer Technik ausgeführt sind. Andere haben die

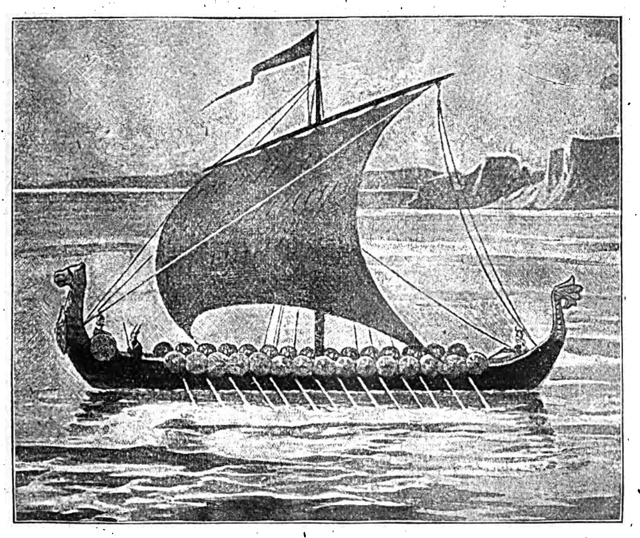


Einbaum von der Welcomebai.

Schiffahrt, die keinem Volk der Erde fremd ist, wieder aufgegeben und verlernt, so die auf niederster Stufe stehenden und deshalb kulturhistorisch hochinteressanten Ureinwohner von Tasmanien, deren letzter 1865 starb, und die im Inneren Brasiliens lebenden Nachkommen der portugiesischen Eroberer, die entarteten Kreolen. Einige wurden dagegen bald außerordentlich seetüchtig, so die Phöniker und später die Normannen, die auf ihren etwa zwanzig Meter langen und fünf Meter breiten

Plankenbooten, immerhin noch wahren Nußschalen gegenüber unseren Dampfern, ihre Wikingerfahrten bis nach Italien und Afrika, ja sogar nach Amerika ausdehnten.

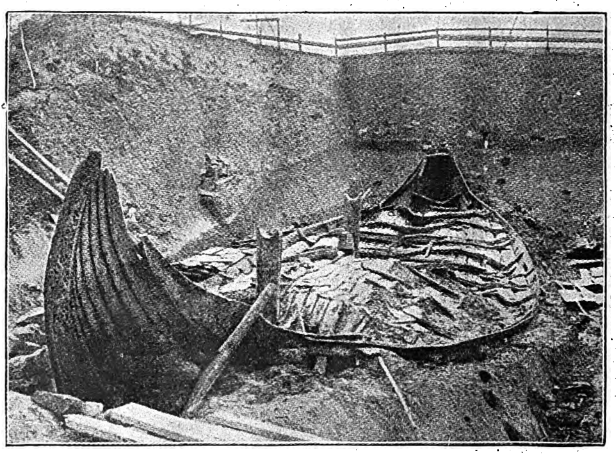
Im Jahre 1893 ist der Beweis geliefert worden, daß



Wikingerschiff, mit dem 1893 eine Fahrt von Norwegen nach Amerika unternommen wurde. Nach dem Modell von der Weltausstellung in Chikago.

man mit den Schiffen der alten Wikinger weite Fahrten wagen konnte. In einem Hügel bei Gokstadt in Norwegen ist im Jahre 1880 ein Wikingerschiff gefunden und ausgegraben worden. Zur Chikagoer Weltausstellung hat man eine genaue Kopie dieses Schiffes hergestellt. Es blieb vollständig offen, bot Raum für achtundzwanzig Ruder von je sechs Meter Länge und war

mit einem Mast und einem Segel ausgerüstet. Am 30. April 1893 fuhr mit diesem Schiff von Bergen aus eine Besatzung von sechzig Norwegern ab. Neufundland wurde am 27. Mai 1893 erreicht. Damit war der Nachweis erbracht, daß die Normannen im zehnten und elften



Ein in Norwegen ausgegrabenes Wikingerschiff.

Jahrhundert auf solchen Schiffen Grönland und Amerika erreichen konnten.

Wie das Leben der alten Wikinger mit dem „Wellenroß" aufs innigste verbunden war, so wußten sie auch ihren Helden keine würdigere Grabstätte zu bereiten, als den Toten mit aller Habe in einem Drachenschiff beizusetzen, das sie dann brennend in die See hinaustreiben ließen, oder in die Erde eingruben, über der sie dann den Hügel wölbten.

Am 3. August 1492 trat Kolumbus die erste und wichtigste seiner Entdeckungsreisen an. Sein Geschwader bestand aus drei kleinen Schiffen, die auf die Namen

„Santa Maria“, „Pinta“ und „Nina“ getauft worden waren. Die Fahrt bis zu den Kanarischen Inseln, wo zum ersten Male Land gesichtet wurde, hatte zweiunddreißig Tage gedauert. Am 24. Dezember geriet die „Santa Maria“, das größte der drei Schiffe, auf eine Untiefe. Es war verloren. Auf dem Rückweg verlor die „Nina“ bei einem Orkan alle Segel, aber die äußerste Gefahr ging vorüber. Auch die „Pinta“ kehrte glücklich nach Spanien heim. Von den drei kleinen Schiffen waren zwei nicht einmal ganz gedeckt; ein großes Wagnis war es, mit diesen Fahrzeugen auf so lange Zeit in See zu gehen. Nachdem der Erfolg der ersten Ausfahrt Begeisterung erweckt hatte und Kolumbus größeres Vertrauen genoß, konnte er seine zweite Reise als Admiral einer wirklichen Flotte beginnen. Im Hafen von Cadiz lagen vierzehn Karavellen und drei Lastschiffe bereit und zwölfhundert Bewaffnete gingen mit ihm in die „Neue Welt“. Diesmal gelang es ihm, den Ozean in zwanzig Tagen zu durchschiffen und zuerst eine Insel der kleinen Antillen zu entdecken, die er „Dominica“ nannte.

Mit den Fahrzeugen der alten Wikinger verglichen, waren die Schiffe des Kolumbus, auf denen er seine erste Ausfahrt als Entdecker wagte, allerdings Wunderwerke einer entwickelten Bautechnik, und die Wikinger wären bei ihrem Anblick sicher im höchsten Grade erstaunt gewesen. Unser Titelbild läßt den gewaltigen Unterschied erkennen, der zwischen einem der Schiffe des Kolumbus und dem der Neuzeit angehörigen „Imperator“ besteht. Ein weiter Weg war es, der von den Anfängen der Schiffahrt zu den Riesenwerken unserer Zeit führte.

Die Sisalagave

Von Dr. Karl Max Gnadler / Mit 11 Bildern

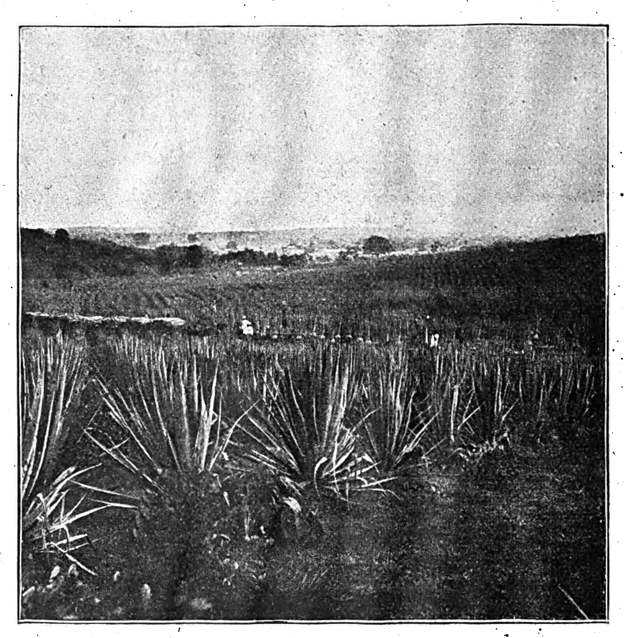
Thomas Buckle war der erste Denker, der die Beziehungen, Einflüsse und Wirkungen der klimatischen Beschaffenheit der verschiedenen Länder der Erde, der Ergiebigkeit des Bodens und der jeweiligen wichtigsten Nahrungsmittel auf die Kulturentwicklung der Menschen dargestellt hat. Wenn sich auch seit 1862 manche Änderungen in der geschichtlichen Auffassung vollzogen und sich nicht alle Gedanken Buckles als unanfechtbar erwiesen haben, so sind doch manche seiner Feststellungen unerschüttert geblieben. Er stellte die Behauptung auf, daß der einzig wahrhaft wirksame Fortschritt nicht von dem mehr oder weniger großen Reichtum der Natur, sondern von der Tatkraft der Menschen abhängt. Deswegen hat die Zivilisation in Europa, die auf ihrer frühesten Stufe vom Klima stark bestimmt wurde, eine Entwicklungsfähigkeit gezeigt, die anderen Zivilisationen unbekannt ist, die ihren Ursprung dem Boden verdankten. Denn die Naturkräfte sind trotz ihrer scheinbaren Großartigkeit beschränkt und stationär, wenigstens gibt es keinen Beweis dafür, daß sie jemals zugenommen haben oder daß sie je einer Zunahme fähig sein werden. Dagegen sind die Kräfte des Menschen, so weit Erfahrung und Vergleiche leiten können, unbegrenzt, und nichts berechtigt dazu, auch nur eine denkbare Grenze festzusetzen, wo der menschliche Verstand mit Notwendigkeit zum Stillstand gebracht werden müßte. Und da die Fähigkeiten, die der Geist besitzt, seine eigenen Hilfsquellen zu vermehren, eine Eigentümlichkeit des Menschen ist, und eine Fähigkeit, die ihn vor dem auszeichnet,



In Blüte geschossene Sisalagaven.

was man gewöhnlich äußere Natur nennt, so ergibt sich, daß die Einwirkung des Klimas, die ihn dadurch Reichtum erringen läßt, daß sie ihn zur Arbeit antreibt, zuletzt seinem Fortschreiten günstiger ist, als die bloße Einwir-

kung des Bodens, die ihm zwar auch Reichtum gewährt, aber nicht durch Aufstachelung seiner Tatkraft, sondern mehr durch die natürlichen Verhältnisse zwischen der Bodenbeschaffenheit und der Menge oder dem Werte der Erzeugnisse, die der Boden fast freiwillig gewährt.



Schnittreifes Agavenfeld.

Buckle stellte die alten Reiche Asiens, Afrikas und Europas einander gegenüber und fand, daß in Asien und Afrika ein fruchtbarer Boden reichlichen Ertrag bot; in Europa war es ein glücklicheres Klima, das erfolgreiche Arbeit ermöglichte. In den ersten Fällen hing die Wirkung vom Verhältnis zwischen dem Boden und seinen Erzeug-

nissen ab, also der bloßen Einwirkung äußerer Natur nicht auf sich selber, sondern auf die Menschen. In Europa mußte unter anderen Umständen die geistige Tätigkeit der Menschen zum entscheidenden Faktor werden.

Welche Wirkungen durch Geistestätigkeit hervorgebracht werden, soll aus einem Beispiel deutlich hervorgehen. England besitzt Steinkohlenlager und ebenso finden sie sich

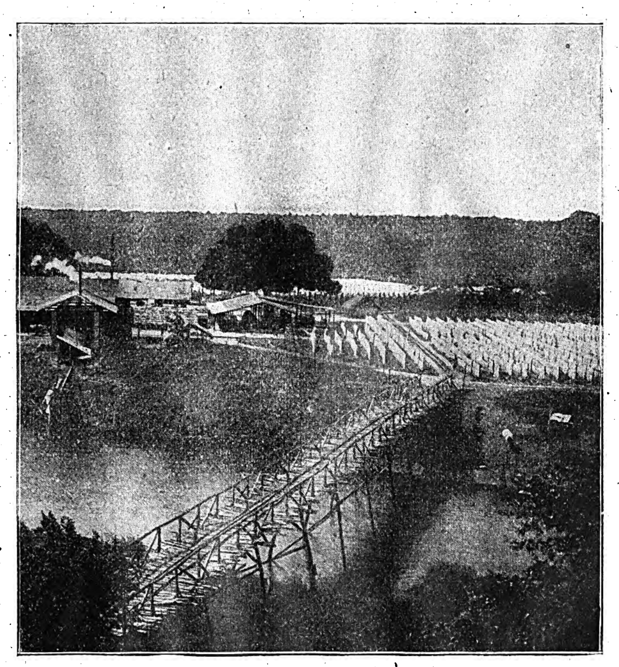


Einsammeln der zur Verarbeitung reifen Agavenblätter.

in Frankreich und Deutschland. Zu gewerblichen Zwecken, zum Hausbrand, und später zur Heizung von Dampfmaschinen hat man in England die Steinkohle zuerst verwendet. Die Entwicklung der modernen Chemie verteilt sich auf die drei genannten Länder, aber Deutschland ist die Stätte der klassischen Untersuchungen über das Wesen der Steinkohle; bei uns sind die weitausgedehnten Forschungen gemacht worden, aus Teerprodukten eine fast unübersehbare Reihe von Farbstoffen herzustellen, die ihren Weg in die Industrien der ganzen Welt gefunden

haben und unentbehrlich geworden sind. Ein Vergleich zwischen China und Deutschland soll zeigen, welcher Unterschied in der Bodenbehandlung besteht. Erfahrungsgemäß kam man in China früh zur Einsicht, welche Wichtigkeit für das Gedeihen der Feldfrüchte der Anwendung von Düngemitteln zukommt. Aber erst seit Justus von Liebig gibt es eine durch wissenschaftliche Erkenntnis erworbene und durch Experimente gefestigte Lehre der Bodenbehandlung. Den Forschungsergebnissen dieses Mannes folgten die Chemiker und Fachgelehrten im übrigen Europa. Und man kann leider nicht behaupten, die Ergebnisse dieser Arbeit seien überall zur praktischen Anwendung gelangt. Immerhin war der Abbau des Kali zu Düngezwecken in unserem Lande hochentwickelt. Nun besitzt Frankreich die reichen Kalilager im Elsaß, und es ist bei uns eingebrochen, um auch auf Kohle und Eisen die Hand zu legen. Frankreich will damit unsere Industrie vernichten, die Arbeiter versklaven, um die erste Rolle in Europa zu spielen. Aber man könnte sagen: „Eisen und Kohle allein tun's nicht, der Geist muß dabei sein." Denn in der heutigen europäischen Zivilisation ist es der Geist, der lebendig macht. Mit dem Besitz von Rohstoffen allein, die man höchstens verhökern kann, ist es eben noch nicht getan. Wir sollten deshalb vor allem darauf bedacht sein, unserer wissenschaftlichen Forschung das Streben und Wirken zu ermöglichen, denn mit dem Verkümmern der geistigen Tätigkeit muß sich unsere Not immer mehr steigern. Leider ist die Einsicht in die hohe Wichtigkeit dieser Tätigkeit nicht genug vertieft und verbreitet. Der Gedanke, daß die geistigen Kräfte des menschlichen Verstandes gewissermaßen unbegrenzt sind, müßte klar verstanden sein, denn der Geist besitzt Fähigkeiten, die Hilfsquellen zu vermehren und damit den allgemeinen

Wohlstand zu fördern. Siechen unsere geistigen Arbeiter dahin, dann allerdings bleibt uns wenig Hoffnung zur Erhebung aus unseren vielgestaltigen Nöten. Im ersten Augenblick begriff seinerzeit fast niemand, von welcher



Anlage zur Aufbereitung des Sisalhanfes in Ostafrika.

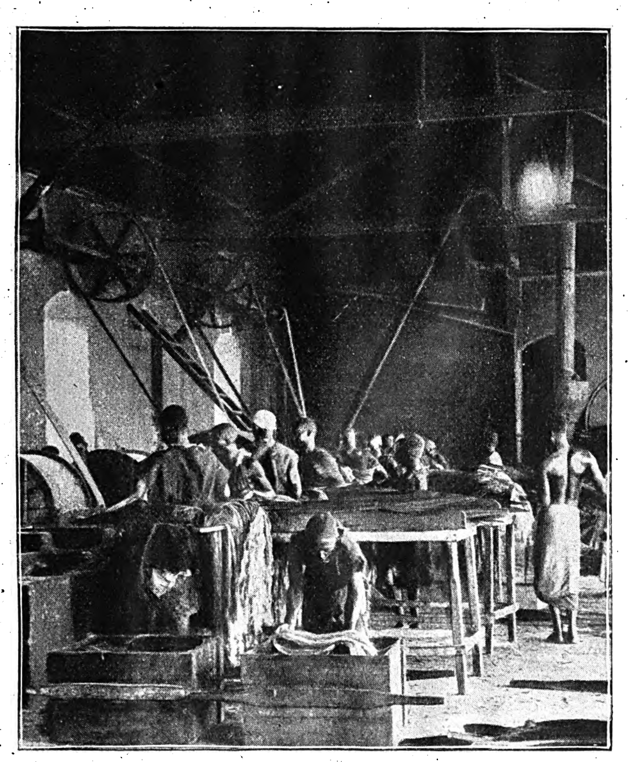
Tragweite die Bodenuntersuchungen Justus von Liebigs waren, die er mit schweren persönlichen Opfern in Gießen begann. Und so erscheint wohl manchem nichts weniger nötig, als ein Institut zur Untersuchung von Faserstoffen, und doch müssen wir erforschen, ob es möglich ist, aus einheimischen Faserstoffen oder von fremden Pflanzen, die

bei uns kultivierbar sind, Material zu verschiedenen Zwecken zu gewinnen. Mit unseren Kolonien, die uns unter ebenso heuchlerischen und schamlosen als ungerechten Behauptungen entrissen worden sind, gingen uns wertvolle Hilfsmittel verloren. Darunter der Sisalhanf, der von einer Pflanze gewonnen wurde.

Es gibt viele Arten dieser eigenartigen exotischen Gewächse, der Agaven, die man, wie ihr griechischer Name besagt, die „Wunderbaren" genannt hat. Etwa fünfzig Sorten gehören der Neuen Welt an, aus der sie seit etwa 1561 nach Europa gelangten; dazu zählen als die bekanntesten: Agave americana L. und Agave mexicana Ram. Wenn die Agaven auch nicht in so hohem Maße zu allem Erdenklichen brauchbar waren, wie dies für die Palmen oder gar die Bambusse zutrifft, so wußten die alten Mexikaner doch allerlei Nutzen aus dieser eigenartigen Pflanze zu ziehen*. Die vielfältige Brauchbarkeit führte sogar zu regelrechtem Anbau auf Feldern. Als die Spanier in Mexiko eindrangen, fanden sie die Hütten der Eingeborenen mit den ein bis zwei Meter langen Blättern der Agave bedeckt, sie dienten als billige „Dachziegel". An den Blatträndern der Pflanze sitzen lange, harte Dornen, die man als Nägel verwendete, sie eigneten sich aber auch als Spitzen für Pfeile. Die zähen Schäfte der Blüte benützten die Mexikaner zu Lanzen. Da diese Pflanzenteile bis zu zwölf Meter hoch werden, konnte man leicht passende Stücke davon auswählen. Aus dem Bast der Agave bereiteten die alten Mexikaner einen papyrusähnlichen Beschreibstoff, den sie mit ihren Hieroglyphen bedeckten. Im Kalkputz einheimischer Bauten

* Vergleiche „Ein unschätzbares Geschenk der Natur", Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens, Jahrgang 1921, Band 4, Seite 87 bis 115.

fand man die Fasern der Pflanze, wo sie als gutes Binde=mittel des Bewurfes ihren Zweck erfüllten. Die Blatt=fasern fanden aber auch noch bessere Verwertung; die



Entfasern der Agavenblätter.

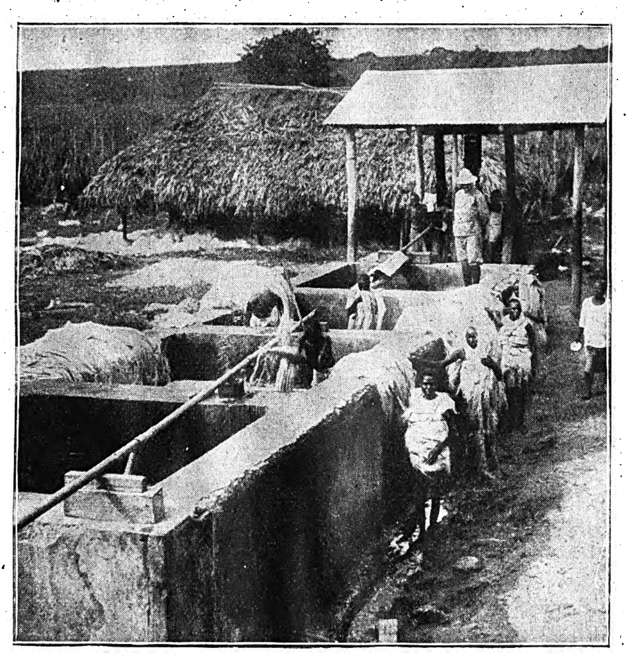
Eingeborenen drehten Seile daraus und verstanden die Faser zu groben Tüchern zu verarbeiten. Läßt man die Pflanze blühen, dann setzen an den meisten der bis zu viertausend zählenden, glockenförmigen, sehr angenehm

duftenden und honigreichen Blüten dattelartige Früchte an, die gerne genossen werden. Eßbar ist auch das Mark der saftigen Blätter; man genießt es frisch und versteht aber auch, es auf verschiedene Weise zuzubereiten. Dickt man den Saft der Blätter ein, so entsteht eine Art Seife. Der vertrocknete Blütenschaft wird statt des Korkes der Korkeiche in mannigfacher Weise benützt. Die äußeren Teile des Schaftes verwendet man als Streichriemen für Rasiermesser.

Meist läßt man aber die kultivierten Agaven nicht zur Blüte kommen, denn man schätzt den Saft, der aus der Pflanze quillt, nachdem sie am Blühen verhindert wird. Naht die Zeit der Blütenentwicklung, so wird die auf dem starken Schaft sitzende Gipfelknospe mit einem Messer herausgeschnitten. Je nach dem Alter der Pflanze zeigt sich nun eine überraschende Eigenschaft. An der Schnittfläche großer Gewächse bildet sich eine Art „Kessel" von etwa vierzig bis fünfzig Zentimeter Durchmesser. Und an dieser Stelle quillt ein eigenartig aromatischer, süßer Saft hervor, der hauptsächlich Zucker, Apfelsäure, Gummi und Eiweiß enthält. Dieser Saftstrom ist überaus ergiebig. Je nach der Größe der Pflanze und ihrer gesunden Entwicklung ist die Ergiebigkeit abgestuft. Im Durchschnitt kann man damit rechnen, daß eine Agave auf die Dauer von vier Wochen bis zu etwa einem halben Jahr täglich vier bis fünf Liter, insgesamt etwa tausend Liter dieses begehrten Saftes ergibt.

Da diese Flüssigkeit Zucker enthält, ist es begreiflich, daß sich bald Gärung einstellt. Und der „Agavenmost" gibt denn auch tatsächlich ein weinartiges Getränk, das einem europäischen Gaumen allerdings nicht besonders begehrenswert erscheint. Die Mexikaner lieben den „Pulque", ihr Nationalgetränk, das sie in ledernen Säcken

aufbewahren und in ansehnlichen Mengen genießen. Aus Wein kann man Branntwein herstellen, der den Vorzug hat, stärker berauschend zu wirken. So wird auch aus dem Pulque durch ein Destillationsverfahren ein Trunk von

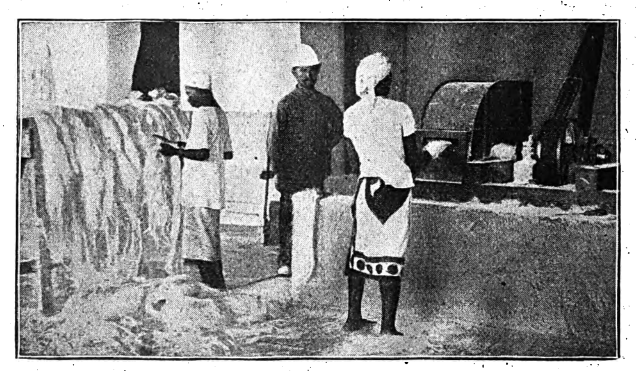


Das Waschen der Sisalfasern.

kräftigerer Art bereitet; man nennt diesen gebrannten Pulque Meskal oder Mexikal nach der Stadt Meskal.

Da Europa mit solchen Pflanzenwundern nicht bedacht ist, wirkt es nicht überraschend, daß die Spanier sie aus der Neuen Welt herüberbrachten. Seit etwa 1561 verbreitete sich die Agave allmählich über fast alle Mittelmeerländer, vor allem in Sizilien, Nordafrika und Süd=

europa. In Italien, Dalmatien, Istrien, Südtirol und der Südschweiz bürgerten sich gewisse Arten dieser Fremdlinge so ein, daß sie zu Charakterpflanzen im Landschaftsbilde geworden sind. Niemand denkt mehr daran, daß sie vorher nicht da waren. In Bozen sieht man sie häufig, man hat sie aber auch im südlichen Deutschland, in den Main-, Rhein- und Neckargegenden zu Freilandpflanzen

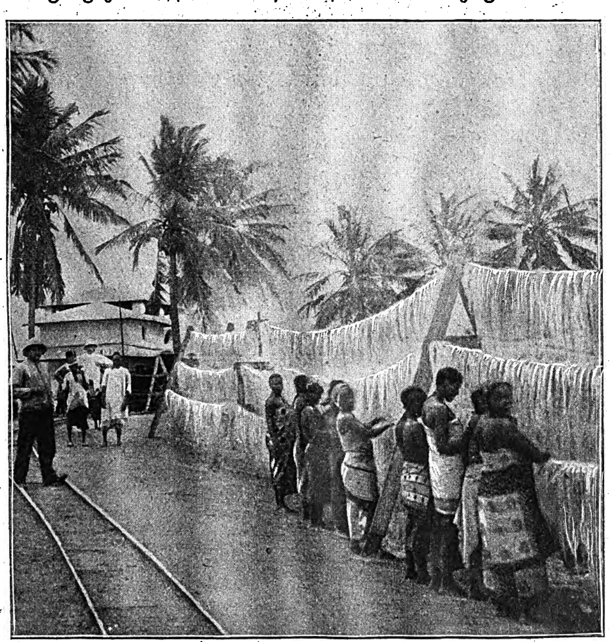


Reinigungsmaschine.

gemacht. Sie wirken zwar recht hübsch und mahnen den Betrachter an die eigenartige Schönheit exotischer Gewächse, aber man könnte bei uns weder Pulque daraus bereiten noch Gewinn aus der sonst so wertvollen Pflanzenfaser ziehen.

In unserem rauheren, ungünstigen Klima können weder subtropische noch tropische Gewächse gedeihen und richtig ausreifen, deshalb mußte man ernstlich darauf bedacht sein, die Verbindungen zwischen den einzelnen Erdteilen möglichst zu steigern. Die verschiedenen Völker Europas, vor allem die Angehörigen der großen Kulturstaaten, suchten zunächst auf Handelswegen an Rohstoffen alles herbeizuschaffen, woraus man in den Ländern ihrer

Herkunft nicht alle Werte herauszuwirtschaften verstand. Doch ging auch das nicht so rasch vonstatten als man denken sollte. Nach der Eroberung Mexikos durch die Spanier ging zunächst die einheimische Kultur zugrunde und

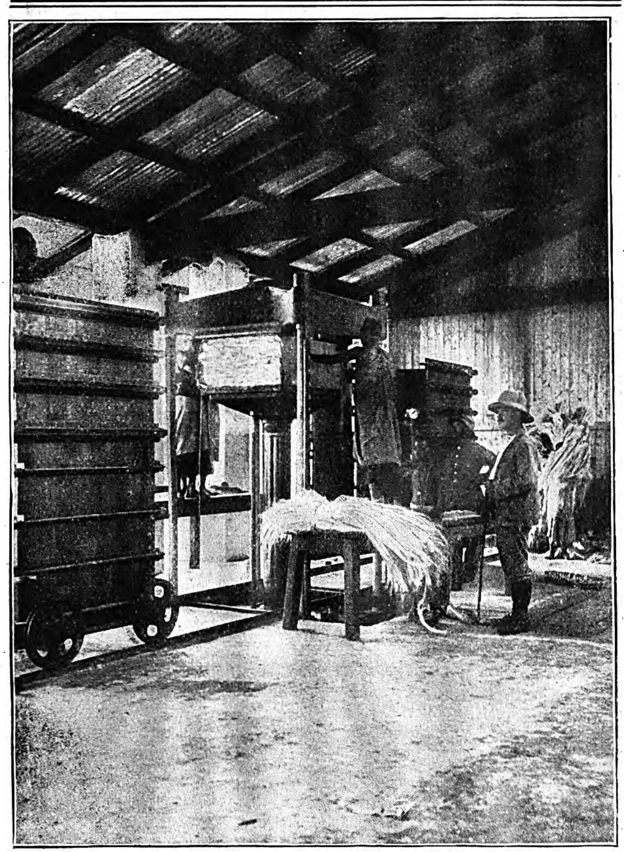


Das Trocknen der Sisalagavefaser in der Sonne.

damit manche wertvolle Kenntnis. Man hatte wohl kennen gelernt, daß die Faser der Agave als schätzenswerter Rohstoff gelten dürfte, aber die Erinnerung daran verlor sich. Erst im Jahre 1760 schickte man aus Spanien Sachverständige nach Südamerika, um die Art der Zubereitung und Behandlung dieses Rohstoffes kennen zu lernen. Die Nachforschungen führten dazu, daß zunächst die spanischen

Schiffe mit Tauwerk aus dem geradezu unverwüstlichen Material versehen wurden. Die Agave wurde nicht mehr so sorgfältig kultiviert wie einst; in unruhigen Kriegszeiten war der Anbau so stark zurückgegangen, daß man mit großen Mengen der Rohfaser nicht rechnen konnte. Allmählich besserte sich die Lage wieder, und im mexikanischen Yukatan, der Hauptkulturstätte, war um 1877 die Jahresausfuhr an Rohmaterialien und fertigen Waren auf 450 000 Dollar gestiegen. Einer der Hafenplätze hieß Sisal; davon erhielt der Faserstoff die Bezeichnung Sisalhanf, und die Pflanze nannte man Sisalagave.

Wie in so vielen anderen Fällen ging es auch mit diesem wertvollen Rohstoff, der in solcher Masse und Güte bei uns nicht vorkam und auch nicht gedeihen konnte: man suchte die Pflanze in fremden Ländern zu kultivieren. Was dem Europäer von Natur versagt blieb, suchte er durch Tatkraft in seinen Wirkungskreis zu ziehen. Nur der Europäer war ja in langem geschichtlichen Werden zur Arbeit und zielbewußten Einsetzung aller Kräfte erzogen und geschult. So entstanden in fremden Weltteilen Agavenkulturen. Die verschiedensten Arten dieser Pflanze wurden in Süd- und Mittelamerika, Ost- und Westindien angebaut. Deutschland gelangte erst spät in den Besitz eigener Kolonien, aber 1893 konnte aus Mexiko die Agave sisalana in tausend Exemplaren in Deutsch-Ostafrika eingeführt werden. Gegen Ende 1908 waren unter mehr als vierzig Millionen Pflanzen fast acht Millionen erntereif und lieferten vorzüglichen Sisalhanf. Ein Jahr danach konnten fünftausend Tonnen Sisalhanf gewonnen werden und die Produktion steigerte sich zusehends. Um 1911 umfaßten die Agavekulturen in West-Usambara viele Quadratkilometer. Unguru, Mikindaru und Bagamoyo lieferten Sisalhanf zur Ausfuhr. Aber auch in Neu-



Pressen des Sisalhanfes zu Ballen.

Guinea glückte unser Anbau. Der von dort zum Export gebrachte Hanf war von guter Qualität, die dem besten ostafrikanischen Hanf nicht nachstand. Trotzdem wir mit den Erzeugnissen unserer Kolonien erst spät in Wettbewerb mit anderen Völkern traten, übertraf kaum eine

zur Gespinstfasergewinnung angelegte Agavenkultur die Qualität unserer Produkte. England verfolgte das Anwachsen dieser Leistung mit größter Besorgnis. Schon 1908 berechnete man in London, daß um 1918 unsere Jahresausfuhr dieses überall begehrten Rohstoffes und der davon hergestellten Fabrikate auf dreißigtausend Tonnen anwachsen würde, bei einem schätzungsweisen Werte von fünfundzwanzig Millionen Mark. Kurz vor dem von der Entente wohlüberlegt herbeigeführten Krieg, der Deutschland aus der Weltkonkurrenz ausschalten, lahmlegen und ruinieren sollte, waren unsere Kolonien die Hauptproduzenten: ein Drittel der Exportmenge des Weltmarktes in Sisalhanf und Fertigware fiel auf deutschen Anteil. Daß wir unsere Kolonien verlieren sollten, stand vor dem frevelhaft angezettelten Weltkrieg für England fest. Das ist die furchtbare Kehrseite der Medaille! Die Erfolge einer Nation werden von den Völkern zunichte zu machen gesucht, die sich in ihrem Gewinn benachteiligt sehen. Alle Gemeinheiten, frömmelnde Heuchelei und infernalische Lüge, ein ganzes System krämerhafter Schmutzigkeit werden aufgeboten, um den wahren Grund eines solchen Verbrechens zu verhüllen und unkenntlich zu machen. Bis jetzt scheint der Erfolg solch erbärmlicher Entstellung der Tatsachen gelungen. Aber die Stunde muß und wird kommen, wo auch den Harmlosesten offenbar wird, aus welchen Gründen Millionen von Menschen ins Elend gestoßen worden sind. Uns Deutschen, die wir am schwersten betroffen sind, werden die Augen wohl erst in letzter Stunde aufgehen, denn als Ideologen glauben wir eben an alles andere viel eher, als an rücksichtslos durchgeführte Realpolitik. Was wir an unseren Kolonien verloren haben und in welch unerhörter Weise wir mit den abgefeimtesten Schieberkniffen darum geprellt

wurden, wollen wir gelegentlich einmal zu zeigen suchen. — Nun noch einiges über die Gewinnung des Sisalhanfes. Bei der Ernte werden die Agavenblätter von der äußeren Rosette bis auf die beiden inneren Kreise der jüngsten



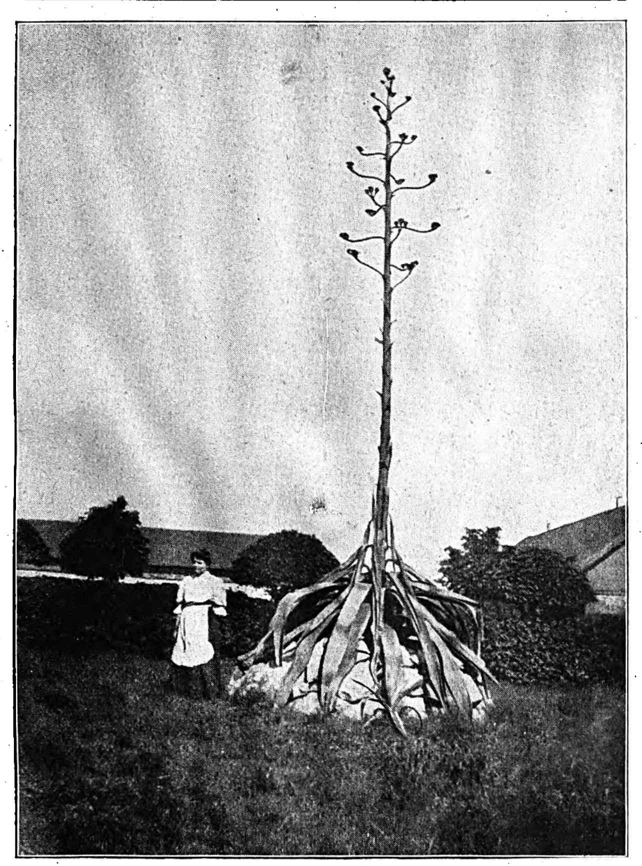
Fertigfabrikate aus ostafrikanischem Sisalhanf.

Blätter am Grunde abgeschnitten, in besonders zu diesem Zweck konstruierten Maschinen gequetscht und geschabt. Die Maschinen für Deutsch-Ostafrika sind fast ausschließlich vom Grusonwerk in Magdeburg geliefert worden. Nach dieser Prozedur werden die gewonnenen Fasern durch Spülen in klarem Wasser von den noch daran

haftenden grünlichen Blatteilen befreit. Dann hing man sie zum Trocknen in der Sonne auf. Die getrockneten Fasern werden in Maschinen mit rotierenden Bürsten nochmals gründlich gereinigt. Besonders schönes Material liefern Faserstränge, die bis zu zwei Meter lang sind.

Weitere Vorzüge dieser Gespinststoffe gegenüber gewöhnlichem Hanf und anderem Material sind — bei schöner gelblichweißer Farbe und hohem Glanz — geringes Gewicht und außerordentliche Zähigkeit und Festigkeit bei hoher Elastizität. Härter und in geringerem Maße biegsam als Manilahanf, leidet diese Faser nicht unter der Nässe, sie wird sogar unter Wasser noch widerstandsfähiger. Hochgradig haltbare Seile, Taue und Stricke, die daraus hergestellt werden, haben demnach den nicht gering anzuschlagenden Vorzug, gegen Nässeeinwirkung nicht geteert werden zu müssen. Vortrefflich eignen sich daraus gefertigte grobe Packtücher zur Versendung von Überseegütern, Kaffeesäcken, Matten und Wandbespannungstoffen. Die Abfälle werden zu Polsterungen verwendet und erweisen sich in der Papierfabrikation als brauchbar.

Nehmen wir die einführenden Gedanken noch einmal auf, so ergibt sich, daß die europäischen Völker eine ganze Reihe von Naturerzeugnissen nicht in den eigenen Ländern besitzen, sondern daß sich diese nur in fernen Zonen finden und nur dort gedeihen können. Wir erinnern an die Baumwolle, den Kautschuk, den Maulbeerbaum und die Seidenraupe. Meist sind die mit solchen Naturprodukten gesegneten Menschen nicht imstande, so wertvolle Gaben richtig zu benützen. Ihnen fehlt die Technik, die ein Erzeugnis Europas, des Ringens mit einer kargeren Natur ist. Im Kampfe gegen eine weniger ergiebige Umwelt entstand die Forschung, die sich um die Erkenntnis der Gesetze der



Ein Fremdling. Eine Agave, die auf einem ostpreußischen Gut wächst.

Natur mühen und sie beherrschen lernen mußte. Nun sollte man denken, die Erde böte Raum genug für alle Nationen. Und in Wahrheit ist es denn auch so. Aber vom bloßen Handel können eben nicht alle leben, obwohl es

scheinbar das bequemste Mittel ist, um Reichtum zu erwerben. Wo diese Lebenstendenz stark wird, wie in England, da ist es nur zu leicht möglich, die Idee zu fassen, den unangenehmen Konkurrenten niederzuboxen, zu ruinieren, ihn unmöglich zu machen. Man dachte sich das 1914 nur zu leicht und sah nicht voraus, welch schädliche Folgen für alle Völker daraus entstehen müssen, wenn um solcher Auffassung willen Krieg geführt wird. Die Zeiten, in denen das Leben aller großen und kleinen Nationen der Erde noch nicht so ineinander verflochten war, sind vorbei. Nur scheinbar hat ein im Kampf unterlegenes Volk alles Elend allein zu ertragen. Es zeigt sich nun, daß alle mehr oder weniger leiden, wenn ein großes Volk, viele Millionen von Menschen im Lebensnerv getroffen ist. In den klardenkendsten Köpfen beginnt diese Einsicht lebendig zu werden. Wann wird die Stunde kommen, in der sich diese Erkenntnis allgemein Bahn bricht? Kommt die Einsicht zu spät, daß man ein werktätig sich mühendes Volk nicht ohne eigene Existenzgefahr in den Abgrund stoßen darf, dann wird sich zeigen, auf welch schwachen Füßen die scheinbare Wohlfahrt der Völker steht, die heute noch des Glaubens sind, als hätte sich an ihrem Glück nichts verringert, seit wir in tiefer leiblicher und seelischer Not ein schweres Schicksal tragen. Das Erwachen aus diesem Irrtum wird für alle furchtbar sein. Am meisten aber für alle Verblendeten und Blinden, die offenbar nicht zu begreifen imstande sind, daß eine der größten und entscheidendsten Stunden für die Wohlfahrt aller Völker der Erde geschlagen hat. Wir stehen in einer Zeit der Götterdämmerung für alle Nationen. Das Gericht, das ihr folgen muß, wird grauenvoll und unerbittlich sein.

Ein untergegangener sozialistischer Großstaat

Von Rudolf Varnpüler / Mit 7 Bildern

Wie Oskar Martens sagt, war die Geschichte des Inkastaates im südamerikanischen Hochlande lange Zeit von einem Märchen- und Legendenkranze umgeben. Das ist begreiflich, denn in diesem Reiche der Neuen Welt war der Staatssozialismus fast vollkommen zur Durchführung gelangt. Diese Tatsache stand fest. Nur über die Art der Einrichtung und Funktionsweise dieses Staatswesens fehlte es an klaren Einsichten. Meist zog man auch nicht in Betracht, daß sich dieser sozialistische Großstaat auf einer ganz primitiven Kulturstufe entwickelt hatte. Die Inka kannten zur Zeit der Entdeckung Amerikas noch kein Eisen, besaßen noch keine feineren Werkzeuge, kein Nähzeug und nichts, das auch nur entfernt mit Maschinen verglichen werden könnte, die es vor vierhundert Jahren in Mitteleuropa gab.

Pferde und Rinder fehlten in diesem Lande, in dem als Haustier das Lama heimisch war. Beim Ackerbau spielte dieses Geschöpf keine besondere Rolle, denn es ist nur als Lasttier zu brauchen und seine Tragkraft und Marschfähigkeit ist begrenzt. Es diente nur für gewisse Entfernungen zur Erleichterung des Transportes von nicht zu schweren Lasten. Wertvoll war es durch seine Wolle, die zur Herstellung von Stoffen diente, die zu Kleidungsstücken verarbeitet wurde. Aus der Haut des Lamas bereitete man ein dauerhaftes Leder. Die wohlschmeckende Milch wurde fast nicht verwertet.

Zunächst scheint es überraschend, daß dieser sozialistische

Großstaat sich auf der Grundlage einer primitiven Kultur entwickelte. Es war eine intensiv betriebene Ackerbaukultur, die unter schwierigen klimatischen und Bodenverhältnissen, ohne Haustiere und ohne eisernes Gerät ermöglicht wurde. Diese Tatsache ist so wichtig, daß sie allen weiteren Betrachtungen vorausgestellt werden muß. Denn was einmal unter solchen Umständen gelungen war, die praktisch durchgeführte Verwirklichung des sozialistischen Prinzips, ist unter anderen bestehenden Kulturverhältnissen nicht in gleicher Weise möglich. Bedeutsam und aufschlußreich bleibt indes das von der roten Rasse geschaffene sozialistische Staatsgebilde trotz alledem.

Zahlreich sind die Bestrebungen, welche auf eine Umwandlung der bestehenden gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Ordnung zugunsten neuer staatlicher Einrichtungen drängten. Im Gegensatz zu dem aus einer primitiven Kultur entwickelten Staatssozialismus, wie er bei den Inka in Peru bestand, traten in Europa derartige Bestrebungen immer zu Zeiten höherer Kulturentfaltung hervor. Eine Ausnahme war die von Moses angeordnete neue Verteilung des gesamten Grundbesitzes unter Aufhebung aller inzwischen vorgefallenen Verkäufe, die in jedem Jubel- oder großen Sabbatjahr vollzogen wurde. Diese Verordnung stammt aus einer Zeit, in der es nur Naturalwirtschaft gab, entstand also ebenfalls in einem primitiven Kulturzustande. Auf höheren Stufen entfaltete sich bei Griechen und Römern eine Literatur, deren Schöpfer sich die Einrichtung von Idealstaaten zur Aufgabe machten. Pythagoras, Platon und andere Philosophen sprachen Gedanken aus und setzten sich für Ideen ein, die man — allerdings unter Vorbehalt — als kommunistisch bezeichnen darf. Der Engländer Thomas Moore,

der zur Zeit Heinrichs VIII. lebte, verfaßte ein Buch „Utopia", das 1516 erschien. Tommaso Campanella schilderte in seinem 1620 gedruckten „Sonnenstaat" eine neue Gesellschaftsordnung, eine Art platonische Republik; Campanella, ein Dominikanermönch, der eigentlich



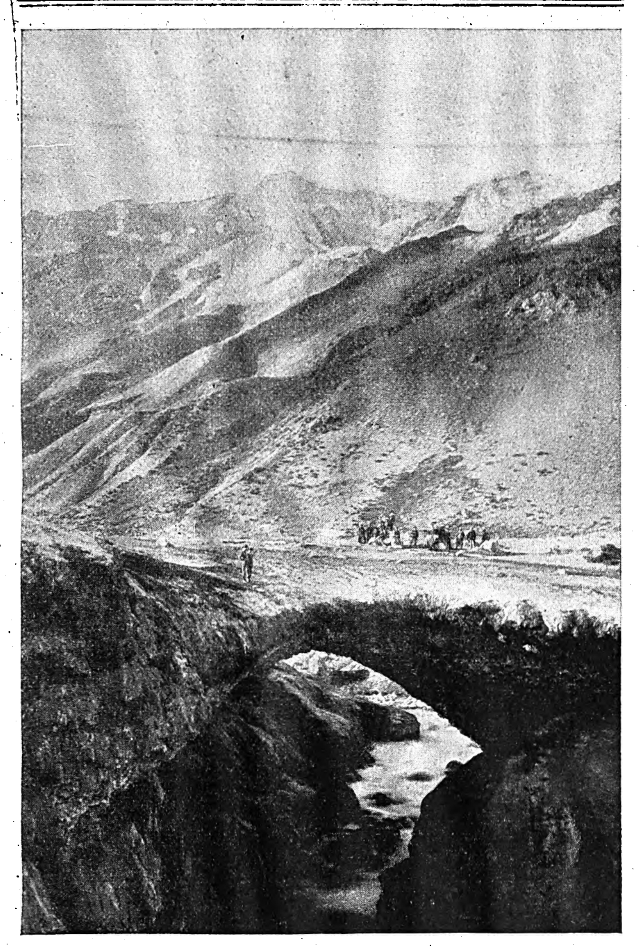
Die höchste zu überschreitende Spitze in den Kordilleren.

Giovanni Domenico hieß, lebte von 1568 bis 1639. Es ist hier nicht beabsichtigt, auf weitere Werke und Bestrebungen dieser Art einzugehen, die seit Jean Jacques Rousseaus Gesellschaftskritik — „Contrat social" —, Etienne Cabets „Reise nach Ikarien", bis zu Edward Bellamys „Zukunftstaat" und weiterhin bis in die letzten Jahre entstanden sind.

In der Alten Welt lagen die Mittelpunkte hoher Gesittung in den fruchtbaren Tiefländern großer Ströme, die in mehr oder minder große Binnenmeere mündeten;

so war es in Babylon, am Euphrat und Tigris, in Ägypten mit dem Nil und in China. Der eigentümliche primitive Kulturboden der Alten Welt, das fruchtbare Stromland, fehlt sowohl auf der mittelamerikanischen Halbinsel, als auch an der Südsee. Martens sagte ausdrücklich: „Nach Analogien der Alten Welt müßte man die Wiege amerikanischer Kultur in Stromebenen, in der Küsten- und Inselwelt des amerikanischen Mittelmeeres suchen, aber nichts deutet darauf hin, daß hier zu irgend einer Zeit die rote Rasse einen höheren Stand der Gesittung erreicht hätte, als er zur Zeit der Entdeckung bestand. Je weiter westwärts und je höher ins Hochland hinauf, desto deutlicher und entschiedener wird die amerikanische Zivilisation." Das muß offenbar mit der Art und Weise ihrer Entstehung zusammenhängen.

Der wahrscheinliche Umfang des Inkareiches umfaßte zu Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts etwa fünf- bis sechstausend deutsche Quadratmeilen. Im Osten bildeten die Gebirgszüge der Kordilleren eine entschiedene Grenze; die Schneegebirge im Osten sind später überschritten worden, und ebenso erfolgte die Ausdehnung an den Küstensaum des Stillen Ozeans erst gegen Ende des vierzehnten oder Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts. Das ältere Staatswesen entfaltete sich auf dem Rücken des Hochlandes zwischen den beiden Kordillerenketten, die es östlich und westlich begrenzten. Nach Süden scheint es zu Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts nicht weit über den Titicacasee hinaus gereicht zu haben. Nördlich reichte das Inkareich bis zum Küstenlande in der Gegend des späteren Lima. Unter Huayna-Capacs hatte die Inkamacht ihren Höhepunkt erreicht. Seit seinem Tode begann nach 1525 der Verfall. Uneinigkeit, politische Ohnmacht und deshalb unvermeidliche Bürgerkriege richteten



Puenta del Inka. Natürliche Schwefelquelle in den Kordilleren.

das Reich zugrunde. So fiel es den spanischen Eroberern nur allzuleicht in die Hände. Pizarro ließ im Jahre 1533

Atahualpa gefangen nehmen und ermorden. Der einstige soziale Großstaat zerfiel, ward vernichtet und ging unter. Eine kleine Zahl europäischer Konquistadoren hatten dieses kunstvolle Gebilde rasch vernichtet *.

Im Gegensatz zu den Kulturentwicklungen der Alten Welt nahm das Inkareich seinen Ausgangspunkt nicht in den von Natur fruchtbaren Tiefländern großer Ströme, sondern auf dem Rücken der Kordilleren. Die Hauptstadt Cuzco lag dreitausendfünfhundert Meter über der See; Tiahuanacu und der Titicacasee lagen noch bedeutend höher.

Wie war dieses Land beschaffen? Nördlich von der extrem trockenen Salpeterwüste Atacama ist der Charakter des Gestades überall gleich: eine schmale, regenlose, von kurzen Flußläufen durchzogene sandige und heiße Zone zwischen dem Meer und der Küstenkette. Zu jedem der vielen kleinen Küstenflüsse gehört ein kurzes bewässertes Tal. Diese Täler boten im Küstenlande die einzige Möglichkeit zur Ansiedlung von Menschen. Die natürliche Folge davon mußte sein, daß — zunächst wenigstens — sich hier nirgends ein bedeutenderes staatliches Gebilde entwickeln konnte. Vielmehr entstand eine lange Reihe vereinzelter und schwacher Gemeinwesen, davon in keinem eine bedeutendere Menge von Menschen vorhanden war. Es konnte aber nicht ausbleiben, daß die Menschen in diesen Küstentälern sich mehrten. Wo unter solchen Umständen die äußeren Verhältnisse gleich liegen, wie etwa auf den Südseeinseln, bleibt nichts übrig, als künstliche Beschränkung der Menschenzahl. Hier aber bot sich eine andere Möglichkeit; der Weg über die Küstenkette auf das Hoch-

* Vergleiche: „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens", Jahrgang 1919, Band 8, Seite 76—125: „Söhne des Glanzes und Kinder der Sonne." Mit 19 Bildern.



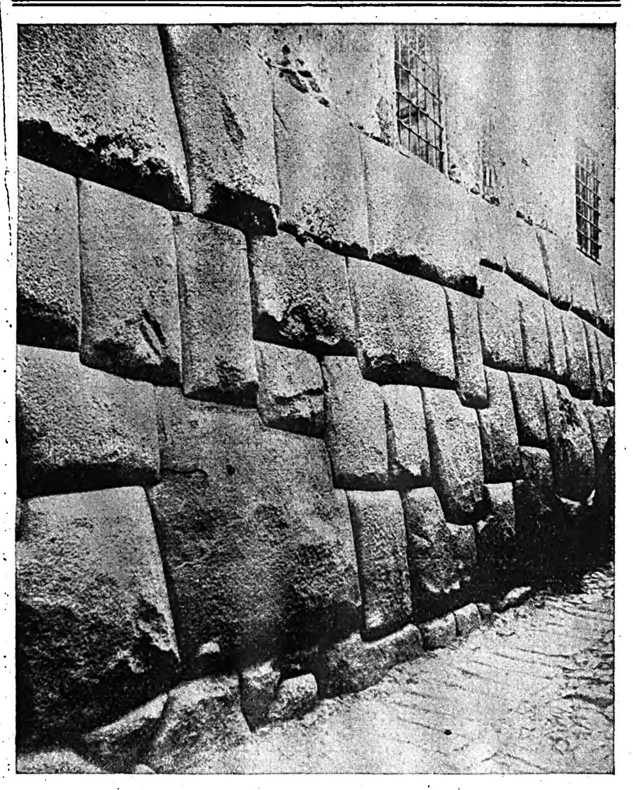
Die Inkafeste von Pissac. Zur Verteidigung ihres Reiches errichteten die Inka zahlreiche Festungen, welche die Zugänge und Flußtäler beherrschten. Die Feste von Pissac liegt über dem Tal des Yucayflusses.

land, das zwischen den beiden Kordilleren lag, konnte gefunden werden. Auf dem Plateau wie in den Tälern des Gebirges fand sich die Gelegenheit zur Ansiedlung und Vermehrung.

Hierin liegt das Wesentliche zur Entwicklung des eigenartigen Staatsgebildes. Martens, dem wir großenteils wörtlich folgen, betont: „Solcher Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe, haben einst Menschen von den Küstentälern aus das Hochland erstiegen und bevölkert. Hier war die einzige Stelle in Südamerika, wo die Bedingungen zur Entstehung großer originaler Kultur vorhanden waren."

Es ist anzunehmen, daß die Küstenbevölkerung vorher im Besitz der südamerikanischen Kulturpflanzen, mindestens des Mais, gewesen ist, denn nur durch Ackerbau kann selbst eine geringe Menschenmenge in den Tälern leben. Handelte es sich nun darum, auf dem Hochlande die bisher geübte Bebauung des Bodens fortzusetzen, so waren die Menschen durch die Natur des Landes von vornherein auf den — übrigens schon an der Küste gelernten — Zusammenschluß in größere Genossenschaften angewiesen. Nur das gemeinsame Zusammenhalten größerer Menschenmengen vermag im Kordillerengebiet die Hauptbedingung des Landbaues, die Bewässerungsfrage, zu regeln. Die Herbeileitung, Verteilung und Regulierung des Wasserbestandes war zur Zeit der höchsten Blüte der Inkaperiode die Glanzleistung dieses Staatswesens.

Die Wurzel der Staatenbildung und Kultur entsprang also aus dem Zusammenschluß einer größeren Zahl von Menschen zu gemeinsamer Arbeit um der Früchte dieser



Kloster der Sonnenjungfrauen von Cuzco. Die Außenmauer dieses Inkabauwerkes zeigt die eigentümliche Art der Ineinanderfügung der Bausteine. Der große Stein zählt an seiner Außenseite nicht weniger als zwölf Ecken.

Arbeit willen, aus der Regelung der gegenseitigen Verhältnisse von Landbau und Bewässerung.

Eine Natur, die den Ackerbau ermöglicht, menschliche Arbeit fordert, aber auch belohnt, d i e d e n e i n z e l-

nen nichts, vereinte Kräfte viel erreichen läßt, eine solche Natur ist der Boden, auf dem eine ursprüngliche Kulturentwicklung vor sich gehen kann, und sie fand sich auf dem peruanischen Hochlande.

Naturnotwendig sind auch hier die Anfänge klein gewesen und haben wahrscheinlich viel mehr Zeit zur Entstehung gebraucht, als später das mächtig gewordene, eigenartige Staatswesen der Inka, nachdem einmal die gesamte Hochlandsbevölkerung, in kleinere Gemeinwesen allmählich zusammengeschlossen und lange ohne ein dominierendes politisches Zentrum geblieben, einen gewissen gemeinsamen Grad von Kultur erreicht hatte. Sobald einmal ein Kristallisationspunkt von stärkerer Anziehungskraft sich in der Form irgend einer politischen Gründung gebildet hatte, mußte der unendliche materielle Vorteil einer immer weiter getriebenen Zentralisation und systematisch in größtem Stil erfolgenden Regelung in der Verteilung der Arbeitskräfte zur Entstehung eines einzigen großen sozialpolitischen Organismus mit absoluter Spitze führen.

Eine so große Volksmenge, wie sie im Hochlande von Peru zur Zeit der Eroberung durch die Europäer lebte, konnte auf diesem Gebiet nur durch ein System erhalten werden, wie es die Inka besaßen: der Sicherung regelmäßiger Verpflegung durch gewaltige Magazinvorräte, der Wasserleitungen, Bergterrassierungen, Straßenbauten und Postendienst. Die Inkakultur ergab sich als notwendige Folge der in diesem Gebiete waltenden Naturverhältnisse. In den natürlichen Lebensbedingungen lag der Zwang zur sozialen Entwicklung des Staatswesens, bei sonst in allem übrigen vorherrschender Primitivität der Kultur. Die alten Peruaner besaßen keine Schrift; Überlieferungen wurden mündlich durch eine Anzahl dazu



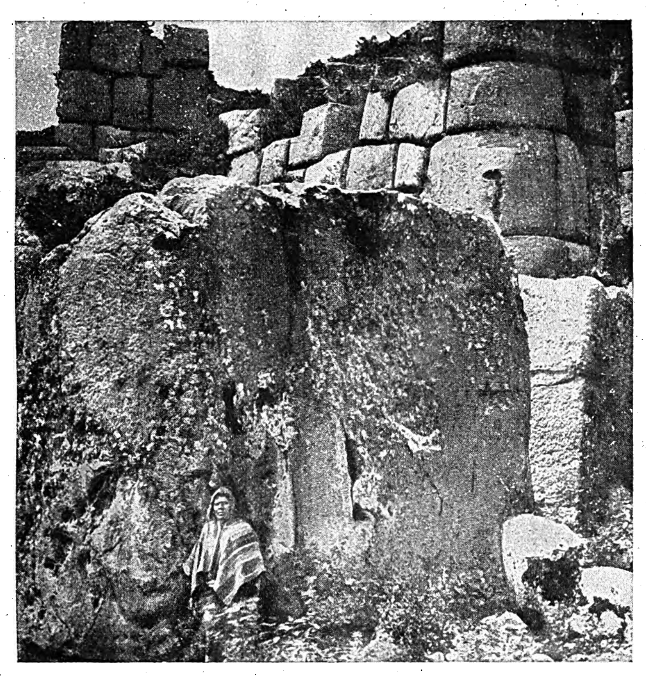
Ruinen der Inkafeste von Pissac mit vorzüglich aufgeführten Mauern aus behauenen Steinquadern.

auserlesener Männer fortgepflanzt. Die Wurzel der alten Hochlandskultur beruhte in der „Unmöglichkeit für eine größere Menschenzahl, an der Küste ihre Existenz zu finden: sie mußte ins Gebirge hinauf".

In diesem Staate mit ausschließlicher Ackerbaukultur gab es kein Privateigentum an Grund und Boden. „Das gesamte nutzbare Land war in drei Teile geteilt, die annähernd gleich groß waren, doch war dies Verhältnis kein festes. Einer der drei Teile war dem Volke zur Gewinnung des unmittelbaren Lebensunterhaltes zugewiesen, und zwar so, daß ein bestimmtes Maß guten Maislandes auf den Kopf kam. Für das Familienhaupt wurde ein Normalmaß festgestellt; je nach der Kopfzahl der Familie wurde weiteres Land zugelegt. Der Rest blieb Staatsgut, ein Teil unmittelbar für den Inka — den Herrscher —, der andere war „Sonnenland". Vom letztgenannten Teil bestritt man die Aufwendungen des Kultus.

Wuchs die Bevölkerung, so vergrößerte man ihren Landanteil. Nach der Besitzergreifung eines Landstriches suchte man die Menge des ertragfähigen Bodens zu steigern. Zunächst mußte das wichtigste getan, für Bewässerung gesorgt werden; man legte Speisungskanäle an. Da es fast überall um Bergland handelte, schritt man zur umfassenden Terrassierung der Abhänge, um die anbaufähige Bodenfläche möglichst zu vergrößern. Nachdem diese Arbeit durchgeführt war, erfolgte die Verteilung. Niemals aber geschah das im Sinne freien Eigentums; je nach der Verschiebung, die in der Bevölkerungszahl eines Ortes eintrat, wurde das Land neu verteilt; es konnte weder verkauft noch vererbt werden. Der volle Reinertrag des Volkslandes war unmittelbar zum täglichen Lebensunterhalt bestimmt. Von sich aus brauchte

niemand für die Zukunft besorgt sein. Saatgut wurde von der Regierung verteilt, die in Notjahren den völligen Unterhalt der Bevölkerung übernahm. Der Kernpunkt



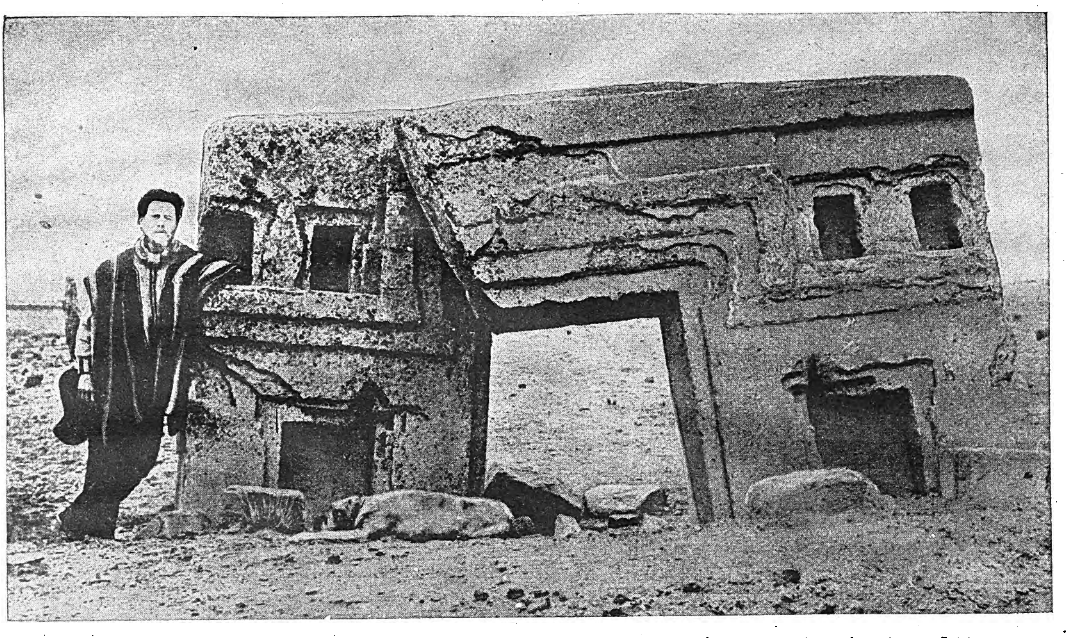
Befestigungen von Ollantay-Tampu mit Wachtürmchen und einer Bollwerkecke. Im Vordergrunde ein riesiger Felsblock, der aus zwölf Kilometer Entfernung ohne tierische Kraft herbeigeschleppt, auf die Höhe gebracht und an seinen Platz gesetzt wurde.

des Systems war die Zusammenfassung aller materiellen Mittel, die das Land zu erzeugen imstande war, in der Hand der Staatsgewalt. Der dem Volke unmittelbar zugewiesene Teil bedeutete im Grunde gleichsam die Un-

kosten für die Herstellung der kolossalen Vorräte, die von dem Inka- und Sonnenlande gewonnen und in Magazinen aufgestapelt wurden. Diese Vorräte dienten wieder der Erhaltung des Volkes. „Es ist bewunderungswürdig, wie die außerordentlich ungünstigen Bodenverhältnisse und die klimatischen Schwierigkeiten des Hochlandes gleichsam wie von Natur eine solche Form des Staatswesens erzeugt haben, daß eine Bevölkerung, die viel zahlreicher war, als sie unter anderen Umständen hier hätte leben können, mit Sicherheit einer Zukunft entgegensehen konnte, die überall an anderen Orten zu den größten wirtschaftlichen Katastrophen und den ärgsten Notständen hätten Anlaß geben müssen." Die Natur erzwang gleichsam diejenige Organisation der Menschen, von der allein sie sich auf diesem Boden überwinden lassen konnte: die vollkommene Zentralisation, die Beherrschung der Massen von einem Mittelpunkte aus. Dadurch allein konnte die Schaffung und Bewässerung des Ackerlandes in solchem Umfang ermöglicht werden, wie es im Inkareiche der Fall war.

Außer den für den Ackerbau nötigen Arbeiten mußte die Bevölkerung Gebrauchsgegenstände, Schuhe, Kleider und Waffen herstellen, wozu das Rohmaterial vom Staat geliefert wurde. Die Arbeit auf den Inka- und Sonnenfeldern nahm nicht mehr als ein Viertel der Arbeitszeit des Landbauers in Anspruch. Arbeitspflichtig in vollem Maße waren Männer und Frauen vom fünfundzwanzigsten bis zum fünfzigsten Lebensjahr. Kranke blieben von der Arbeit befreit. Leichtere Arbeiten wurden aber auch von älteren Leuten noch geleistet; Blinde hielt man dazu an, Samen aus der Baumwolle auszulesen.

Außer Arbeit und Arbeitserzeugnissen gab es im



Tiahuanaco. Das peruanische Ruinenfeld am Südende des Titicacasees liegt in einer Höhe von viertausend Meter.

Reiche keinen Wertgegenstand, mit dem man sich etwas im Lande verschaffen konnte. Es gab kein Geld oder irgend ein anderes diesem vergleichbaren Tauschmittel, keinen eigentlichen Wertmesser. Und jedermann mußte geschickt sein, alle Bedürfnisse des täglichen Lebens mit seinen Hausangehörigen selber herzustellen.

Die große Menge edler Metalle, um derentwillen die Spanier Verbrechen auf Verbrechen häuften, war für das Inkavolk gänzlich wertlos; Gold und Silber galten nicht als umgierte Schätze, weil man sich damit nichts verschaffen konnte. Edelmetalle dienten lediglich zur Erhöhung der öffentlichen Pracht am Hofe und im religiösen Kultus. Nach europäischen Begriffen trieb man Verschwendung damit; aber das Metall war ja dort zu nichts anderem zu brauchen, galt im Sinne von Gold als wertlos. Nicht einmal als Tributleistung nahmen die Inkafürsten Edelsteine oder Edelmetalle an, sondern nur als Geschenk. Die wahnsinnige Gier der spanischen Konquistadoren nach diesen Schätzen war der Inkabevölkerung unbegreiflich.

Zur Verwaltung eines so eigenartigen Staatswesens war allerdings eine ungeheure Menge von Beamten nötig, ein äußerst verzweigter Apparat für statistische und polizeiliche, bis ins einzelnste gehenden Kontrolle und Bevormundung der Bevölkerung durch die Regierung war unvermeidlich. Reisen durften nur auf königlichen Befehl unternommen werden. Freizügigkeit war undenkbar bei einem Volke, das naturnotwendig an die Scholle gebunden lebte.

Unter einem Volksteil von tausend Familien waren insgesamt hundertdreizehn stufenweise einander übergeordnete Beamte tätig. Sie funktionierten als Aufseher und Anwälte. Dieses Beamtenheer war der Zentralregie-

rung gegenüber für alles verantwortlich. Diese Organe beschafften das Material über die Bewegung der Bevölkerung, den Verbrauch an Lebensmitteln und sonstigen Vorräten, den Stand der Ernten und Magazine. Volkszählungen mit großen statistischen Aufnahmen erstreckten sich über das ganze Reich. Dieses von den Beamten beschaffte Material strömte ununterbrochen nach dem Zentrum des Staates. So war man am Sitz der Regierung stets genau über Bedürfnisse und Leistungen jedes Reichsteiles unterrichtet und blieb vor Mißgriffen, namentlich in der Verteilung öffentlicher Lasten, Aushebungen und anderen Anforderungen ebenso bewahrt, wie es leicht fiel, rechtzeitig überall Vorsorge zu treffen, wo ein Bedürfnis sich bildete.

Noch einmal muß betont werden, daß dieses sozialistische Staatswesen auf der Stufe einer primitiven Kultur stand. Martens sagt geradezu: „Überall zeigt sich der merkwürdige Gegensatz zwischen der Unvollkommenheit der äußeren Mittel und der bewunderungswürdigen Fähigkeit zu organisieren. In diesem Staate zerrieb man das Korn mit der Hand zwischen zwei Steinen mühsam zu Mehl, wie auf den primitivsten Stufen der Zivilisation, und zugleich bewirkte man durch die Benützung der Guanolager auf den Gestadeinseln und durch systematische Entnahme unter Schonung der Guanovögel eine Erhöhung in der Ertragsfähigkeit auch des sterilsten Bodens und eine verhältnismäßige Sicherheit in der Erzeugung der Brotfrüchte, wie sie jetzt auch nicht annähernd mehr im Lande zu finden ist. Diesem Volke fehlte der Sinn für das Technische so sehr, daß es nicht Säge, Bohrer und Nagel erfinden konnte, aber es vermochte das Problem einer richtigen Verteilung der Leistungen, die von den Einwohnern für den Staat auf-

zubringen waren, zu lösen, indem von Zeit zu Zeit von der Hauptstadt Cuzco aus Regierungskommissare in die Provinzen geschickt wurden, die im Zusammenwirken mit der örtlichen Verwaltung die Arbeits- und Steuerlisten für jeden Ort den besonderen Umständen entsprechend festsetzten, wobei noch vorgesehen war, daß die Provinzen Vertreter ihrer Interessen in der Hauptstadt haben konnten und die Regierung alljährlich Revisoren in die Provinzen schickte, um etwaige Klagen anzuhören."

Wo auch sonst in der Welt ein derartig kunstvoll aufgebauter sozialistischer Großstaat bestand, sollte man denken, daß sich im Falle eines Angriffes alle Völkerteile einmütig in der Abwehr zu seinem Schutz erhoben hätten. Die Geschichte beweist leider das Gegenteil. Eine geringe Zahl von spanischen Eindringlingen richtete diesen nur einmal in der Welt vorhandenen Staat in kurzer Zeit völlig zugrunde.

Der Lichtseite einer solchen Einrichtung steht ein dunkles Verhängnis gegenüber. Dem einzelnen Gliede eines solchen Gemeinwesens fehlt der Antrieb zu jeder Handlung, der Ansporn zur Tat, die allein aus persönlicher Einsicht und freiem Entschluß möglich sind. Das ganze System der Inka war eine fürchterliche pädagogische Polizeiwirtschaft. Und wenn in diesem Reiche durch den sozialistischen Zuschnitt aller Einrichtungen weder Armut noch Müßiggang bestehen konnten, so fehlte dafür auch alle äußere wie innere Freiheit. Alles war reglementiert, das ganze Leben war gesichert durch strenge Befolgung von Vorschriften. Als der spanische „Eroberer" Pizarro im Jahre 1533 seinen Überfall auf den Herrscher des Reiches, Atahualpa, wagte, umgaben Tausende den Inkafürsten. Sie ahnten wohl, was geschehen würde, aber niemand hob eine Hand gegen die Spanier, kein

Mensch griff zur Abwehr nach den Waffen. Warum? Es war kein Befehl erteilt worden. Und anders, aus freiem Entschluß, zu handeln, war niemand gewohnt. So erklärt sich das Rätsel, daß ein so staunenswertes Staatswesen von fremden Abenteuerern überrumpelt, ausgebeutet und in kurzer Zeit vernichtet werden konnte. Dazu kam weiter, daß beim Zusammenbruch das Reich im Innern durchaus nicht gefestigt war, die einzelnen Bestandteile noch nicht genügend verschmolzen waren. So kamen den Spaniern auch diese Strömungen entgegen. Bürgerkriege zerrütteten den sozialen Großstaat und richteten ihn zugrunde. Die Masse war sich nicht bewußt, den eigenen Untergang zu beschleunigen.

Weniger bekannt ist, daß gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts die Jesuiten in Paraguay in Südamerika ein ähnliches Staatsgebilde gründeten, das nach und nach dreihunderttausend Eingeborene in sich vereinigte. Die Väter der Idee waren Cataldino und Maceta. Auch in diesem Staate, der beispiellos rasch aufblühte, gab es im Innern kein Geld. In einunddreißig Bezirken lebten je zweieinhalb- bis achttausend Siedler, die von einer Zentralregierung geleitet wurden. Als im Jahre 1750 dieses Gebiet durch Vertrag an Portugal fiel und die Leiter des Staates verhaftet und ausgewiesen wurden, verödete alles, die Bevölkerung zerstreute sich und die Kulturarbeit zerfiel. Auch in diesem Fall zeigte sich der gleiche Grund zum Zerfall wie bei der Auflösung des Inkareiches. Die Guaraniindianer widersetzten sich der Auflösung dieses Staatswesens nicht. Sie waren Naturkinder geblieben, die nicht zu denkenden und handelnden Männern gereift sein konnten, da der Staat niemals freie Entschließungen von ihnen gefordert hatte. Die Menschen beider Staaten waren nicht zu selbständigem freiem Bewußtsein erzogen.

So war diese Gesellschaft ein richtiggehender Mechanismus, der so lange in Ordnung und Tätigkeit blieb, als die treibende Kraft der Einrichtungen von außen auf ihr Leben wirkte, aber leb- und bewegungslos, ohne Kraft zum Widerstand finden zu können, zusammenbrechen mußte, als dieser äußere Anstoß nicht mehr wirkte.

Im Zusammenhang mit diesem bedeutsamen Problem der Unterordnung des Individuums unter die Macht der Organisation sind die Äußerungen George Bohns interessant, die er über Deutschland zum besten gibt. Dieser Gelehrte behauptet, Deutschland sei dekadent und nennt als Ursache dieses Niederganges unsere soziale Organisation. Mit Berufung auf Van Gennep behauptet Bohn, das deutsche soziale System erinnere an Systeme, die das gemein haben, daß das Individuum in hohem Grade der Gruppe untergeordnet ist. Weiterhin zieht er noch einen Gewährsmann, Hamon, heran und sagt: „Die Konsequenz der deutschen Hegemonie war ein Sozialismus des Staates, der in etwas an den Sozialismus der Inkas, der Jesuiten in Paraguay erinnerte."

Derartige Vergleiche zeugen von entsetzlicher Oberflächlichkeit, die man von einem Direktor der Sorbonne in Paris nicht für möglich halten sollte. Aber der Wunsch scheint in diesem Falle der Vater des Gedankens gewesen zu sein, den George Bohn verkündet: Deutschland ist eines der wenigen Länder, wo die Sklaverei noch existiert. Der Sinn dieser Behauptung ist wohl der: ist der Deutsche ein Sklave, dann soll er als solcher für Frankreich schuften. Diese abenteuerlichen Gedanken sind keiner Erwiderung wert.

Inzwischen erlebte die Welt das unerhörte Verbrechen eines Vertragsbruches und der „Eroberung" eines friedlichen Landes durch die Franzosen. Bohn und seine Gei-

stesverwandten, die einen modernen Kulturstaat auf gleiche Höhe mit dem auf primitiver Stufe entwickelten Inkastaate oder gar einer Jesuitengründung stellten, sehen nun doch, daß es mit solchen Scherzen seinen nicht unbedenklichen Haken hat. Gleich dem Abenteurer Pizarro gedachten sie zu kommen, zu sehen und zu „siegen". Groß war deshalb die Überraschung, daß sich die Idee, die Deutschen von 1923 mit den primitiven Indianern in Peru zu vergleichen, als falsch erwiesen hat. Bohn schrieb: „Die Dekadenz Deutschlands kommt daher, daß es in diesem Lande mehr und mehr Spezialisten gab, und immer weniger Revoltierende."

Ahnungslos ist damit der Teufel an die Wand gemalt. Wären Bohns Sätze mehr als leere Tiraden, dann stünde es leicht um Frankreichs Weltherrschaft. Die Dinge liegen aber so, daß sie auch eine Kehrseite haben. Was dem Inkaindianer recht war, braucht uns deshalb noch lange nicht als erwünscht zu gelten. Wir leben in Europa und im zwanzigsten Jahrhundert, nicht im südamerikanischen Indianerstaate des sechzehnten Säkulums.

Quadraträtsel

A	A	A	A
A	A	L	N
N	N	N	R
S	S	U	U

Die Buchstaben des Quadrats sind so zu ordnen, daß die wagrechten und die senkrechten Reihen gleich lauten und bezeichnen: 1. Insekt, 2. Vornamen, 3. Stadt in Westfalen, 4. Fluß in Westdeutschland.

Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes.

Der Sündenbock.

Von Hans Karl Frank / Mit 6 Bildern

Will jemand eine Schuld, die er selber auf sich geladen hat, weder eingestehen noch die Folgen seines Vergehens tragen, so sucht er nach einem Sündenbock, dem er alles aufbürdet. Damit ist die Verantwortung für übles Tun einem anderen zugeschoben. So primitiv dieses Verfahren, sich eigener Schuld zu entziehen, ist, es wird doch immer wieder geübt. Bringt der wahre Bösewicht es fertig, die Rolle des Schuldlosen gut zu spielen, dann gelingt es gar nicht so selten, daß der fälschlich Bezichtigte die Sühne vollziehen muß.

Die Franzosen sind es vor allem, die im Verein mit England den Weltkrieg frevelhaft angezettelt haben. Vor der Welt suchen die Politiker in Paris beharrlich sich als schuldlose Lämmchen aufzuspielen und Deutschland als Sündenbock zu brandmarken, der ihre eigene schwere Schuld tragen und bis zum Erliegen leiden soll. Um vor der eigenen Nation und bei den übrigen Völkern den Sündenbock möglichst abscheuerregend erscheinen zu lassen, erfanden die Leute an der Seine verbrecherische Kriegsgreuel, die unsere Offiziere, Soldaten und Beamten begangen haben sollen. Fast fünf Jahre nach dem sogenannten Friedenschluß suchen die Franzosen in aller Welt Hetzfilme sehen zu lassen, in der Absicht, den Glauben an die Untaten des deutschen Sündenbockes auch dort wieder zu beleben, wo die Schandmärchen abgelehnt werden. So sind erst kürzlich in Mexiko und Chile die Vorführungen französischer Deutschenhetzfilme verboten worden. Dort erblickt man in Deutschland nicht mehr

den Sündenbock, glaubt nicht, daß von uns der Weltkrieg herbeigeführt worden ist. Frankreich will aber seine Rache an uns befriedigen, und möchte den Sündenbock, der für die eigenen Verbrechen, die man in Paris begangen hat, leiden soll, am liebsten bis zum Verbluten opfern. Einmal aber muß die Wahrheit an den Tag kommen, die Schändlichkeit des stellvertretenden Opfers kann in unseren Tagen nicht mehr geduldet werden. Denn die Idee der Stellvertretung ist es, der Gedanke, eigenes Unrecht und Sünde von sich abzuwälzen, begangene Frevel anderen zuzuschieben, der in uralter Zeit zum Opfer eines Sündenbockes führte.



Eine ziegentötende griechische Mänade, die Ziege und das Schlachtmesser schwingend.

Für die menschliche Natur ist es höchst bezeichnend, daß sich fast bei allen Völkern Menschenopfer nachweisen lassen, die allmählich durch Tieropfer abgelöst wurden. Abraham sollte seinen Sohn Isaak opfern, brachte dann aber doch nur einen Widder dar. Als Ham sündigte, fiel der Fluch auf das ganze Volk von Kanaan. Ursprünglich

brachte man für die Schuld des gesamten Volkes die Erstgeborenen von Menschen und Vieh zum Brandopfer. Gleiches findet sich nicht nur bei den Israeliten des alten Bundes, sondern auch, durch Überlieferungen bestätigt, bei anderen Völkern der Erde. Menschenopfer waren dem ältesten griechischen Kult nicht fremd. Man brachte sie den Göttern dar, um den auf dem Volk ruhenden Zorn zu besänftigen. Nach einer Sage ging der verwundete Cheiron freiwillig in den Tod für den gefesselten Prometheus. Mit dem Erstarken des Humanitätsgefühles bei den Hellenen begnügte man sich mit Tieren. Als die Griechen im Hafen von Aulis durch eine Windstille von der Fahrt nach Troja abgehalten wurden, erklärte der Seher Kalchas, Iphigeneia, die Tochter des Königs Agamemnon, müsse geopfert werden, um den Zorn der Göttin Artemis abzuwenden. Der Sage nach entführte Artemis die Jungfrau und setzte während des Opfers eine Hirschkuh an Stelle der zum Opfer bereiten Iphigeneia.



Häusliches Ziegenbockopfer in Griechenland. Eine Frau mit dem Opferschlachtmesser hält das Böckchen über die Opferflamme des Altares.

Im republikanischen Rom kamen Menschenopfer häufig vor. Vom Senat verboten, wurden sie zu Cäsars Zeit noch geübt. Nach römischen Sagen stürzte sich Curtius in eine klaffende Erdspalte, als stellvertretendes Opfer

für das ganze Volk. Die skandinavischen und germanischen Völker opferten gleicherweise Menschen und Tiere. Die Indianer, Neger und Südseevölker opferten häufig Menschen. Bei den Mexikanern fielen oft Tausende an einem Tage. In China und Japan sowie in Indien brachte man den Gottheiten Menschenopfer dar.

Die meisten alten Völker hegten den Glauben, daß Krankheiten und Seuchen von unterweltlichen Dämonen herrührten; man hielt alle Leiden für Strafen der beleidigten Götter, die man auf verschiedene Weise zu sühnen suchte. Den dunklen Mächten der Unterweltler waren schwarze Tiere als Sühneopfer ausersehen. Am jüdischen Versöhnungstag sollte alle Sünde und Unreinheit getilgt werden. In Kleider von weißem Linnen gehüllt, dem Zeichen der Reinheit und Unschuld,



Opfer der Iphigeneia. Nach einem pompejanischen Wandgemälde. Der Priester Kalchas erwartet mit dem Opfermesser die Jungfrau, die eben von Odysseus und Diomedes über den Altar gehoben werden soll, während ihr Vater verhüllten Hauptes zur Seite steht. Eine Nymphe führt durch die Lüfte auf Befehl der Artemis die stellvertretende Hirschkuh herbei. Oben ist die Göttin Artemis dargestellt.

trat der Hohepriester vor das Heiligtum. Dort standen zwei Böcke, über die das Los geworfen wurde. Einer davon war bestimmt für Jahwe, der andere für Asasel, einen bösen Dämon, den Teufel mit dem Bocksfuß, wie vielleicht der Name besagt. Der Priester opferte den für Jahwe ausgelosten und besprengte zur Entsühnung mit dem Blute des Tieres die Bundeslade. Dann legte er seine Hände auf den Kopf des Asasel geweihten Bockes, bekannte die eigenen und des Volkes Vergehungen und Sünden, die er damit auf das Tier übertrug, das von einem Mann „in die Wüste" gebracht wurde. Das war der „Sündenbock", ein stellvertretendes Opfer. Die altorientalische Weltanschauung nahm die Wüste als Unterwelt; in ihr herrschten die Ginnen, die Totengeister. Die Hölle, Gehinnom, wird gern mit dem Südlande Mizrajim — Ägypten — in Verbindung gebracht, das auch nach rabbinischer Überlieferung die Unterwelt bedeutet. Der Sündenbock wird in die Hölle gejagt.

Tertullian beschrieb das Austreiben des Sündenbockes, den man zwölftausend Schritte von Jerusalem in eine wüste Gegend führte. Das Volk half das Tier vorwärtstreiben; eifrige Leute zerrten den Bock am Strick und spien ihn an, Verwünschungen aussprechend. Außerhalb der Tore Jerusalems waren auf dem Wege zehn Hütten, in Abständen von je tausend Schritt, errichtet. Dort warteten die Leute, die sich mit Speise und Trank versehen hatten, auf das Schauspiel. Sie wollten sehen, wohin der Bock kam, scheuten sich aber, die letzte Strecke mitzugehen. Bisweilen kam der Sündenbock wieder zurück. Das galt als böses Zeichen. Deshalb führte man später das Tier auf einen Steinfelsen und stürzte es hinab.

Im alten Orient und bei den Karthagern war es auch üblich, Böcke lebendig an ein Kreuz zu schlagen.

Bevor die Griechen stellvertretende Opfer einführten, wurde in Athen jährlich ein Verbrecher im Schmuck der Opfertiere durch die Straßen geführt und von einem Felsen herabgestürzt. Am Targelienfeste geleiteten die Jonier einen Mann und eine Frau zur Sühne für die Vergehungen beider Geschlechter feierlich wie Opfertiere vor das Tor und stürzten sie von einem Felsen in den Abgrund. Kamen beide unten lebend an, so brachte man sie über die Grenze, um die auf dem Lande ruhende Schuld, mit der man die Sühneopfer belastet glaubte, zu entfernen. Meist nahm man zu diesen Menschenopfern überwiesene, zum Tod verurteilte Verbrecher.

Servius erzählt, daß dieser Brauch auch in Massilia, dem heutigen Marseille, heimisch war. Ehe die Verbrecher in Festkleidern durch die Stadt und dann hinausgeführt wurden, hatte man sie ein Jahr hindurch auf öffentliche Kosten ernährt. Bei den Kelten sparte man einzelne Verbrecher oft fünf Jahre lang auf, ehe sie als Sündenböcke büßen mußten. War kein Übeltäter da, dann setzte man einen Einheimischen gefangen, der am bestimmten Tage zur Sühne für alle sterben mußte. Es kam vor, daß diese Opfer mit Pfeilen durchbohrt oder gesteinigt wurden.

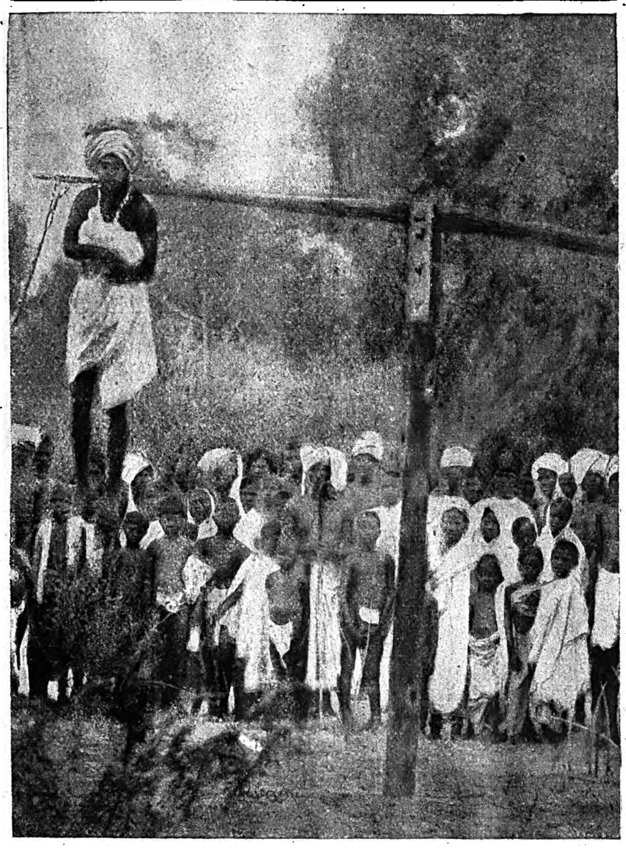
Als Tanagra von der Pest, als Strafe Apollons, heimgesucht wurde, trug ein Priester einen Widder um die Mauern der Stadt, der dann geopfert wurde; es war ein Sündenbock, der die Schuld der Menschen auf sich nehmen und die verderbenbringende Seuche abwehren sollte.

Bei den Äthiopiern des Altertums war es herkömmlich, nach je zwanzig Menschenaltern zwei Leute als Sühneopfer dem Meere preiszugeben. Wenn diese Menschen wohlbehalten auf eine weit nach Süden gelegene Insel gelangten, wo sie freundliche Bewohner und alles, was

zu einem zufriedenen Leben gehört, fanden, dann war nach dem Glauben der Äthiopier auf sechshundert Jahre Friede und ungestörtes Glück zu erwarten. Kehrten die Sündenträger aber wieder zurück, dann brach alsbald großes Unglück über das Land herein.

In der Geschichte der Reisen und Länderentdeckungen wird der Name eines Griechen erwähnt, den man einst als Sühneopfer ausgesetzt hatte. Jambulus reiste durch Arabien, fiel Räubern in die Hände und ward als Sklave verkauft. Nachdem er einige Zeit Vieh gehütet hatte, führten ihn Räuber abermals weg und brachten ihn an die äthiopische Küste. Dort setzte man ihn samt einem Gefährten in ein Schiff, das auf sechs Monate mit Lebensmitteln versehen war, und zwang die beiden Sündenböcke, auf dem Meer nach Süden hinzusteuern. Nach vier Monaten erreichte Jambulus mit seinem Genossen eine Insel. Sieben Jahre blieben sie dort, wurden verbannt und gezwungen, in See zu gehen. Eine Irrfahrt von vier Monaten brachte sie endlich nach Indien. Der Begleiter des Jambulus fand beim Landen den Tod. Jambulus erreichte ein Dorf, wurde zu dem viele Tagereisen entfernt wohnenden König nach der Stadt Palibothra geführt und freundlich aufgenommen. Der König, ein Freund der Griechen, ließ Jambulus in sicherem Geleit nach Persien bringen, und von da kam er glücklich nach Griechenland in die Heimat zurück. Fürwahr, ein höchst seltsames Geschick eines „Sündenbockes".

Übrigens brachte man auch in Indien einer gefürchteten Gottheit, dem Ganga, schwarze Böcke dar, die im Laufe der Zeit als Ersatz für Menschenopfer eingetreten waren. Das Hakenschwingfest, eine schauerliche Prozedur, die vom Gesetz verboten ist, wird in Indien da und dort doch noch alljährlich gefeiert. Es ist wahrscheinlich die

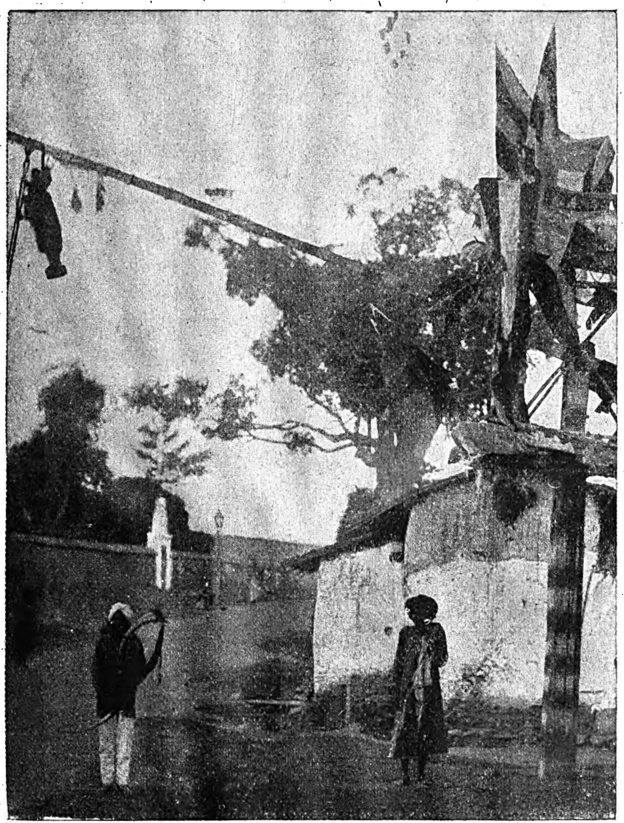


Szene vom Churuk Puja, dem indischen Hakenschwingfest.

späte Umbildung eines früheren Menschenopfers, zu dem man sich einst freiwillig drängte. Buschan schreibt über diese Feier: „Der Priester weihte der Reihe nach die Bittenden, die sich vor ihm mit entblößtem Rücken auf die Erde warfen, indem er ihnen mit seinem in einen

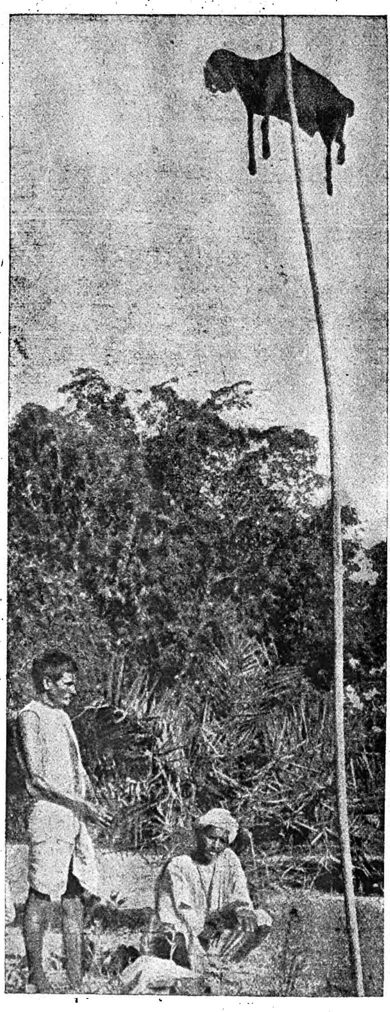
Aschenhaufen getauchten Finger auf den Rücken unter die Schulterblätter zwei Zeichen malte, worauf ein Mann an dieser Stelle das Fleisch in einer Falte hochhob und zwei große eiserne Haken durchschob. Darauf erhoben sich die Opfer unter den Bewunderungsrufen der Menge und begaben sich zum Schwingpfosten, wobei sie, obwohl ihnen das Blut vom Rücken rieselte, stolz und ohne Schmerz zu äußern einhergingen. . . . Nachdem nun die Haken an den Seilen der Schwingvorrichtung befestigt waren, wurden sie unter dem Geschrei der begeisterten Zuschauer und dem ohrenbetäubenden Lärm der Trommeln in die Höhe gezogen und in der Luft geschwungen; ein loser Gurt, den sie um die Brust trugen, verhinderte, daß die Haken das Fleisch durchschnitten." Seit dem Verbot wird bei diesem Fest eine kleine Figur, Sidi Viranna genannt, die bunt gekleidet ist und Schild und Schwert in Händen trägt, an einem aus menschlichem Haar geflochtenen Seil an einem Balken aufgehängt und daran hin und her geschwungen. Bedeutsam ist das Seil aus Menschenhaaren; gilt doch auch sonst das Haar als Ersatzopfer der ganzen Person. Wo sich einst Witwen mit der Leiche des Gatten bei lebendigem Leibe verbrennen ließen, trat später dafür das Opfer des Haares ein, das abgeschnitten und mit der Leiche verbrannt wurde.

In Indien war es üblich, einen Widder an einen Pfahl zu binden, wo er geopfert wurde. Nach beendigter Zeremonie drängten sich die Teilnehmer herbei, um von dem Strick, mit dem das zur Sühne der Sünden geschlachtete Tier gebunden war, einen Faden zu erhalten. Die Leute trugen diesen Faden als Symbol, zum Zeichen der Verbundenheit und Gemeinschaft mit dem an ihrer Stelle geopferten Widder, als ein Zeichen, daß sie selber um ihrer Sünden und Vergehungen willen, von denen sie



Sühnebrauch bei den niederen Hinduklassen vor ihrer Gottheit Mariatale. An Stelle von Menschen, die früher bei den niederen Hinduklassen an ihren Rückenmuskeln mittels eines eisernen Hakens aufgehängt und umhergeschwungen wurden, wird dieser Brauch jetzt an einer Figur, Sidi Viranna genannt, vollzogen.

der Sündenbock erlöste, an den Pfahl gehört hätten. Die heutigen Brahmanen haben keine Ahnung mehr von der



Opferbrauch in Nordindien.

ursprünglichen Bedeutung dieser ganzen Handlung. In Sudjara blieb es bis in das vorige Jahrhundert üblich, einen Stier von einer Klippe ins Meer zu stürzen. Ein holländischer Oberst beschränkte dieses Sündensühnopfer auf die Darbringung der Eingeweide eines Stieres.

Wenn in Indien die Cholera ausgebrochen ist, oder eine Hungersnot herrscht, bringt man der Göttin Kali Ziegen oder Schafe als Opfer dar und bestreicht den Schrein der Göttin mit dem Blute der Tiere.

Mit den bisher geschilderten Vorstellungen verwandte Opferbräuche von Ziegen, Widdern und Lämmern sind

fast auf der ganzen Erde verbreitet. So in Palästina, bei den Türken und Persern, in Tibet, bei den Kareliern und den Negern Nordafrikas.

Auch bei uns war der Sündenbock in menschlicher und tierischer Gestalt bekannt. Noch im fünfzehnten Jahrhundert wurde in Halberstadt jedes Jahr ein Mensch, den man mit großen Sünden behaftet glaubte, von der übrigen Gemeinde abgesondert. Am Aschermittwoch kleidete man ihn in Lumpen und er mußte das Haupt verhüllen. So hergerichtet, führte man den sündigen Adam nach der Domkirche, wo er sich auf einen bestimmten Stein setzen mußte. Nach der Messe stieß man den Sündenbock aus der Kirche. Vierzig Tage lang mußte der Ausgestoßene barfuß die Straßen durchwandern und sich vor jeder Kirche verneigen. Betreten durfte er während dieser Bußzeit kein Gotteshaus. Auch war ihm verboten, einen Menschen anzureden. Und ebenso sprach niemand auch nur ein Wort mit ihm. Als Auswürfling von der Kirche und der bürgerlichen Gemeinschaft behandelt und gemieden, abgesondert von jedem Verkehr, gewann er seinen Lebensunterhalt nur von dem, was ihm die Domherren, denen dies wechselweise zu tun oblag, an Speise und Trank gaben. Nur durch ihre Winke dazu eingeladen, durfte er sich nahen und essen und trinken. Gab ihm unterwegs jemand ein Zeichen, so durfte er schweigend folgen und Speise annehmen. Schlafen war dem Ausgestoßenen erst nach Mitternacht erlaubt. Am Gründonnerstag durfte er die Kirche wieder betreten, wo er, nach feierlicher Rede von seinen Sünden losgesprochen, Absolution erhielt. Nach diesem Akt spendeten ihm die Kirchenbesucher Almosen. Im Volk nannte man einen solchen Büßer „Adam", und man glaubte, daß er nach dieser schweren Zeit frei von aller Schuld sei. Man war

sich aber auch bewußt, daß er die Sünde aller anderen auf sich genommen, getragen und gebüßt habe. Das alte Menschenopfer erfuhr in dieser Form eine eigenartige Umbildung.

Der Chronist Simon Grünau durfte 1520 einem Fest zu Ehren des alten Donnergottes Perkuno in Altpreußen beiwohnen, nachdem er den Bauern zuvor schwören mußte, dem Bischof keine Anzeige zu machen. Bei dieser Feier wurde ein Bock vorgeführt, dem alle ihre Schuld aufhalsten. Dann ward das Tier in Stücke gehauen und das Blut zur Sühne verwendet. Noch im Jahre 1677 mußte die altpreußische Landesordnung diese Sündenbockzeremonie verbieten.

Noch im Anfang des vorigen Jahrhunderts wurde zu Kosel in Schlesien jährlich zu Jakobi oder zur Erntezeit ein Ziegenbock mit vergoldeten Hörnern und buntbebändert durch die Fleischerzunft vom Stadtturm herabgestürzt. Um dieselbe Zeit wurde auch an vielen Orten Böhmens ein schönaufgeputzter Ziegenbock aus dem obersten Hausfenster herabgestoßen. Der einstige Sinn dieser Handlung war vergessen, man redete nur noch davon, daß das Bockblut heilkräftig sei. Mit der Asche der Hörner suchte man Mäuse zu vertreiben. In Jičin führte man zur Kirchweih den schönsten Bock mit Kränzen und Bändern geschmückt nach dem Hochamt mit Musik ins Wirtshaus, holte ihn von dort wieder weg und stürzte ihn dann vom Kirchturm. Und so hielt man es in Mähren und Ungarn, wo der Sturz von einem eigens dazu errichteten Gerüst erfolgte. Das waren die letzten Ausläufer des einstigen hebräischen Sündenbockaustreibens, wo einst in Jerusalem um die gleiche Herbstzeit, am Versöhnungsfest, ein Tier, mit den Sünden des ganzen Volkes beladen, eine scharlachrote Binde um den Kopf, vom Tem-

pel hinaus auf erhöhtem Gange nach dem Felsen Zuck am Toten Meer geführt und da hinabgestoßen wurde. Wer konnte, half schieben, spie nach dem Sündenträger oder suchte ein Haar von ihm zu erhaschen, das als Amulett allerlei gut war.

zuSeitdem ist unermeßlich viel Wasser ins Meer geströmt, in der Welt ging es drunter und drüber; Völker verschwanden von der Erde, Reiche vergingen. Aber die Menschen können noch immer nicht leben ohne Sündenbock. Ja, eine verblendete, belogene und schamlos irregeführte Nation wagt es, ein Millionenvolk als Sündenbock für seine Taten zu verschreien. Ob das auf die Dauer so bleiben wird, ist fraglich. Und zweifelhaft ist auch, ob es gelingen wird, uns Deutsche als Sündenbock für fremde Schuld bis zum Absturz, zur Vernichtung büßen zu lassen. Der Wille dazu ist wohl da, aber die Zeit wird kommen, da man in der Welt begriffen haben wird, welche Nationen vor allen anderen als die wahren Sündenböcke für den Weltkrieg zu gelten haben.

Rösselsprung

sa=	me	grün=	che
det	und	mer	hilf
sa=	mein=	rei=	be=
staa=	not	in	Ge=
ge=	mein=	ten	hat

Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes.

Zum Gedächtnis Justus von Liebigs

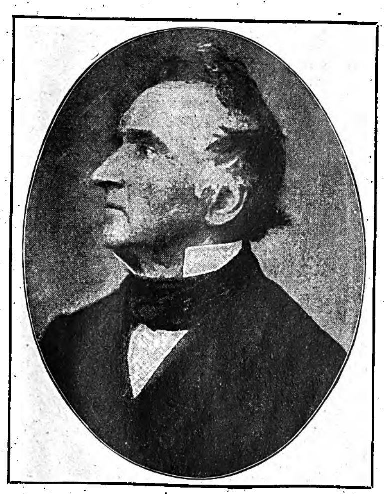
Von Dr. Ernst Noris / Mit 2 Bildern

Wenn große Männer die Welt verlassen, ist durch ihr Denken und Wirken eine bedeutende Veränderung in den Anschauungen erfolgt. Nicht allen Großen war es vergönnt, die Wandlungen der Umwelt zu erleben, die durch ihre Tätigkeit bedingt waren. Justus von Liebig durfte mit der Gewißheit aus einem arbeitsreichen Leben scheiden, daß die Ergebnisse seines Wirkens den Zeitgenossen und den nach ihm kommenden Geschlechtern nicht mehr verloren gehen konnten.

Am 12. Mai 1923 sind seit seiner Geburt hundertzwanzig Jahre verflossen. Fünfzig Jahre sind seit dem 18. April 1873 vergangen, als er die durch seine Arbeit überreich beschenkte Welt verließ. Nach seinem Hingang suchte ihn die Münchener Akademie der Wissenschaften zu ehren. Da erwies sich angesichts der umfassenden Größe seiner Leistungen, daß kein einzelner unter den Gelehrten, wie sonst gewöhnlich, es zu übernehmen wagen durfte, Liebig geziemend zu würdigen. Er war nicht nur Chemiker, sondern auch in den Gebieten der Landwirtschaft und der Physiologie hatte er so Überragendes geschaffen, daß drei Männer beauftragt wurden, besondere Denkschriften über die Wirksamkeit dieses bahnbrechenden Geistes zu verfassen. Ein Fall, der in der Geschichte der Wissenschaften ungewöhnlich ist.

So bedeutend die Verdienste Liebigs in allen Zweigen der Chemie sind, so hat ihm doch die organische Chemie das meiste zu danken, und er wird deshalb oft geradezu der Begründer der organischen Chemie genannt. Max von

Pettenkofer, der überragende Hygieniker, schrieb: „Man kann darüber streiten, wie viele der Grundlagen schon gegeben waren, wie viele Liebig selber erst legen mußte, aber darüber läßt sich nicht streiten, daß er mehr als jeder andere Chemiker seiner Zeit dazu beigetragen hat, daß überhaupt der jetzt so vielfach gegliederte Bau der organischen Chemie entstanden ist."


Justus von Liebig.

Es war damals in der ganzen Kulturwelt epochemachend, als Liebig 1824 in Gießen sein chemisches Laboratorium für den öffentlichen praktischen Unterricht begründete. Durch diese Großtat ist die Chemie auf kürzestem Wege in andere Wissenschaftsgebiete und ins praktische Leben eingeführt worden. Gießen zog, gleich einem Wallfahrtsort, die Lernbegierigen aus allen Ländern herbei. Den bis heute wirksamen Vorrang Deutschlands auf dem Gebiete der Chemie verdanken wir Liebigs unermüdlicher, opferbereiter Arbeit. Machtvoll wirkte er im Leben und hinterließ noch ein reiches Erbe geistiger Schätze. Mit Recht ist gesagt worden: „Diese Schätze unterscheiden sich dadurch von allen irdischen Besitztümern, daß jeder davon nehmen darf soviel er will, ohne daß sie deshalb für einen anderen weniger

werden, ja, umso mehr davon sich jeder dauernd aneignet, desto größer wächst der Schatz."

Liebig hat einmal geschrieben: „Die Wissenschaft macht stark, nicht reich, aber die Kraft macht reich und arm, reich, wenn sie erzeugt, arm, wenn sie zerstört."

Daß ein so reiches wissenschaftliches Wirken auf wenigen Seiten auch nicht andeutend zu schildern wäre, ist begreiflich. Deshalb wird es hier gar nicht versucht. Dafür möge gezeigt werden, wie es Liebig in einer Zeit der Not möglich ward, fast unbegreifliche Arbeit zu leisten, wie er es getan hat. Das ist umso mehr wertvoll, weil wir jetzt wieder härter als je darum ringen müssen, unsere wissenschaftliche Forschung aufrecht zu erhalten und aus dem Chaos zu retten.

Liebig gehört seiner Herkunft nach dem Kleinbürgertum an, einem heute wieder so schwer um das Leben ringenden Stande, dem wir so viele bedeutende Männer verdanken; er war der Sohn eines Materialien- und Farbwarenhändlers in Darmstadt und fand in des Vaters praktischen Zielen gewidmeter Tätigkeit den Ansporn zu frühen eigenen chemischen Versuchen und damit zu der künftigen Richtung seiner Studien. Liebigs Vater war nicht wohlhabend genug, seinem Sohne allein die Mittel zum Universitätsbesuch geben zu können, da griff der Großherzog Ludwig I. von Hessen helfend ein. Achtzehn Jahre alt, ging Liebig nach Bonn, promovierte später in Erlangen und veröffentlichte 1822 seine erste chemische Arbeit. Da zog es ihn zu seiner vollen Ausbildung nach Paris, wozu ihm der Großherzog ein Reisestipendium überwies. Zuerst arbeitete er dort an der Polytechnischen Schule bei Thénard, denn Gay-Lussac, zu dem er lieber gegangen wäre, nahm zu jener Zeit keine jungen Leute in sein Laboratorium auf.

Wie anders als heute waren die Menschen damals! Wie beschämend niedrig und pöpelhaft ist dagegen die Gesinnung zu unserer Zeit in Frankreich. Nur wenige Jahre zuvor hatte sich Deutschland aus der Schmach französischer Fremdherrschaft befreit, und doch durfte ein Deutscher in Paris studieren. Das wäre 1923 undenkbar. Aber noch mehr war vor hundert Jahren möglich. Justus Liebig hielt in einer Sitzung der französischen Akademie der Wissenschaften einen Vortrag über eine von ihm durchgeführte analytische Untersuchung. Das Schimpfwort „Boche" war noch nicht erfunden, deutsche Menschen galten nicht als Barbaren, Hunnen und Schweine.

Bei dem Vortrag des jungen Liebig war, ihm unbekannt, Alexander von Humboldt zugegen, der nach beendigter Sitzung Liebig ansprach und zum Essen einlud. Erst im Restaurant nannte Humboldt seinen Namen. Rasch gewann der große Gelehrte den begabten Landsmann lieb und brachte ihn zu seinem Freund Gay-Lussac, der Liebig aufnahm und mit ihm zusammen arbeitete. Als Liebig im Herbst 1824 Paris verließ, empfahl ihn Humboldt dem Großherzog Ludwig I., der noch im selben Jahre den zweiundzwanzigjährigen Chemiker zum außerordentlichen Professor der Universität Gießen ernannte. Ein rascher, aber verdienter Aufstieg. Als Jahresgehalt erhielt er dreihundert Gulden, so viel als der damals jüngste Professor in Gießen!

Deutschland war arm, es litt unter den Folgen der jahrelang geführten Napoleonischen Kriege. Liebig mußte schwer ringen, um seine Pläne zu verwirklichen. Umso erstaunlicher ist es, was ihm in wenigen Jahren gelang. Das war nur möglich durch immer erneute eigene Opferbereitschaft.

Heute sind chemische Laboratorien unentbehrlich in

Fabrikbetrieben. Wie aber war in früherer Zeit das Handwerkzeug eines Chemikers von Ruf beschaffen? Im Jahre 1788 petitionierte der Professor der Chemie und Botanik, Mörch, um Einrichtung eines kleinen Laboratoriums und hob hervor, er habe über Chemie, ohne einen geeigneten Arbeitsraum dafür zu besitzen, bisher in seiner Wohnung gelesen; es gingen ihm viele Geräte, besonders Gläser zugrunde, da er alle Experimente in seiner Küche vornehmen und daraus nach jeder Vorlesung die Apparate entfernen müsse. Endlich, im Jahre 1810, war zwar nach vielen vergeblichen Bemühungen ein besonderer kleiner Raum zu einer Art Laboratorium umgestaltet, aber es fehlte an jeder Ausstattung, selbst an den notwendigsten Dingen, um eine chemische Experimentiervorlesung halten zu können.

Als Liebig studierte, war eine recht kümmerliche Zeit in Deutschland. Langwierige, den Wohlstand der Bevölkerung untergrabende Kriege und äußerer politischer Druck hatten die Verödung der deutschen Universäten nach sich gezogen und viele Jahre hindurch die Menschen mit quälenden Sorgen erfüllt und ihre Wünsche und Kräfte ganz anderen Richtungen zugelenkt. Da war es kein Wunder, daß Liebig zunächst auf sich und seine eigene Kraft angewiesen blieb, da ihm der Staat nicht half und auch schwer mehr bieten konnte als er gab.

Diese Elendjahre lasteten hart auf allem. Der Experimentalunterricht in der Chemie war auf den Universitäten beinahe untergegangen, und nur durch die hochgebildeten Pharmazeuten Klaproth, Hermbstädt, Rose, Tromsdorf, Buchholz wurde er auf einem anderen Gebiete erhalten. Viel später besaß der Professor der Chemie in Marburg, Wurzer, einen Apparat, dessen Hauptbestandteil ein langer tönerner Pfeifenstiel war, mit dem er

Sauerstoffgas in Stickstoff verwandelte. Der poröse Pfeifenstiel wurde zwischen Kohlen glühend gemacht und Luft durchgeleitet.

Die werdende Chemie war aber auch in anderen Ländern nicht viel besser dotiert. Friedrich Wöhler, der Freund Liebigs, mit dem er viel gemeinschaftlich arbeitete, war ein Schüler Gay-Lussacs und des Schweden Johann Jakob von Berzelius gewesen. In seinen Jugenderinnerungen schildert Wöhler, wie er im Oktober 1823 bei Berzelius in Stockholm eintraf, um das seltene Glück zu genießen, der Schüler dieses bedeutenden Mannes zu sein. „Das Laboratorium bestand aus zwei gewöhnlichen Zimmern mit recht einfacher Einrichtung; man sah darin weder Öfen noch Dampfabzüge, weder Wasser- noch Gasleitung. In einem Zimmer standen zwei lange Arbeitstische von Tannenholz; an dem einen hatte Berzelius seinen Platz, an dem anderen ich den meinigen. An den Wänden standen einige Schränke mit den Reagenzien, in der Mitte die Quecksilberwanne und der Glasblasetisch, letzterer unter einem in den Stubenofen mündenden Rauchfang von Wachstuch. Außerdem befand sich darin die Spülvorrichtung, bestehend aus einem Wasserbehälter von Steinzeug mit Hahn und einem darunter stehenden Topf, wo täglich die gestrenge Anna, die Köchin, die Gefäße zu reinigen hatte. Im zweiten Zimmer befanden sich die Wagen und einige Schränke mit Instrumenten und Gerätschaften, nebenan noch eine kleine Werkstatt mit einer Drehbank. In der nahen Küche, in der Anna das Essen bereitete, stand ein kleiner, selten gebrauchter Glühofen und das fortwährend geheizte Sandbad."

Deutsche Chemiker jener Zeit, Mitscherlich, Magnus und Hermbstädt in Berlin befanden sich in trauriger Lage. Preußen besaß 1840 noch kein Unterrichtslabora-

torium für Chemie oder Physik; man hielt es für genügend, die Schüler mit den Ergebnissen der Wissenschaft vom Lehrstuhl aus bekannt zu machen. Die Methoden der Forschung gingen die Schüler überhaupt nichts an.

Max von Pettenkofer erzählt, als sich vor hundert Jahren ein bayerischer Professor für Mineralogie und Chemie eine kleine praktische chemische Schule einzurichten versuchte, hielten das seine Landshuter Kollegen für nutzlose Verschwendung von Reagenzien, Kohlen und Apparaten, und die wenigen Studenten, die dieses Praktikum besuchten, wurden von ihren Kommilitonen fast bemitleidet ob ihrer Leichtgläubigkeit, der Professor würde so töricht sein, ihnen die rechten Vorteile zu zeigen. Die Einweihung der Studenten in das Wissen des Lehrers wurde als Herabwürdigung und Schädigung der Wissenschaft betrachtet. Der praktische Unterricht, beispielsweise im Laboratorium, beschränkte sich auf ausgewählte Assistenten, die ein Professor zu seinen Arbeiten brauchte.

Wie anders dachte und handelte Liebig, seit er in Gießen lehrte; in der Kulturgeschichte der Menschheit hat es keine bedeutungsvollere Arbeitstätte gegeben. Drei Wissenschaften: organische Chemie, Agrikulturchemie und physiologische Chemie traten von dort ins Leben, und die Reformation des Universitätsunterrichts nahm dort ihren Ausgang. Liebig war überzeugt, daß Naturwissenschaft nicht im Hörsaal gelehrt werden könne, sondern nur durch vorgeführte Experimente und vom Lernenden selber erarbeitete praktische Tätigkeit. Das gesamte Wissen, die Arbeitsweise und die praktische Erfahrung soll auch Eigentum des Schülers werden. Was heute selbstverständlich erscheint, war damals als Neuerung zwar unerhört, aber der Erfolg bestätigte rasch die Richtigkeit der Liebigschen Auffassung. Anfänglich befand sich sein Laboratorium

in den Zimmern seiner eigenen Privatwohnung. Seit Mitte 1825 überließ man Liebig ein Laboratorium neben der früheren Kaserne. Er konnte zunächst über acht Arbeitsplätze verfügen. Bald kamen Lernbegierige aus vielen Ländern, denn Gießen war der einzige Ort auf der ganzen Welt, wo angehenden Chemikern ein mit praktischen Übungen verbundener Unterricht geboten wurde. Schwer und hart fiel es dem Staat, den weiteren Ausbau der Einrichtungen zu unterstützen, und Liebig dachte daran, Gießen zu verlassen und nach Darmstadt überzusiedeln. In einem Brief an den Kanzler von Linde faßte er alle Klagen zusammen, zählte alles auf und rechnete ab, was er bisher aus eigenen Mitteln bestritten hatte, und daß ihm von seinen Einnahmen nicht so viel übrig geblieben sei, um „seine Kinder kleiden zu können". Er durfte behaupten und konnte nachweisen, daß das Laboratorium „kein Eigentum besäße". Liebig schrieb: „Die Einrichtungen, Instrumente, Präparate, die das Gießener Laboratorium, ich kann es ohne Erröten sagen, zum ersten in Deutschland gemacht haben, sind mein Eigentum."

Entschlossen betonte er: „Ich weiß aus Erfahrung, was ein fester Wille zu leisten vermag." Die Wahrheit dieser Worte war durch seine Opferwilligkeit genügsam erhärtet. Nach seinem Bekenntnis war ihm die Arbeit ein „leidenschaftliches Genießen".

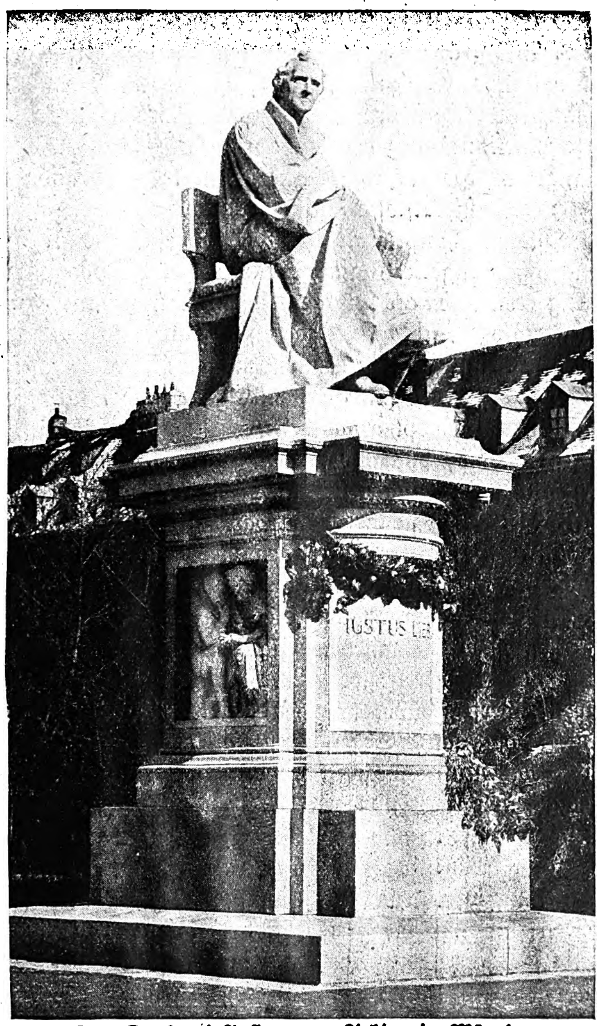
Volle achtundzwanzig Jahre wirkte Liebig in Gießen und seine Tätigkeit war bahnbrechend für die rasche und hohe Entfaltung der Chemie in Deutschland; seine Wirksamkeit erstreckte sich über das Vaterland weit hinaus. In alle Welt gingen Schüler Liebigs und trugen dazu bei, sein Wissen zu verbreiten.

Zu seinem Gedächtnis wollen wir uns seiner edlen Worte erinnern, wonach Arbeit leidenschaftliches Ge-

nießen sein kann und daß fester Wille alles zu leisten vermag. In einer armen, gedrückten Zeit bewies Justus Liebig, daß man durch Zagen und Bangen keine Not überwinden kann. Er war kein Mann, der Untergangsstimmungen Macht über sich gewinnen ließ. Und darin soll er uns in den Jahren der Not, Entbehrungen und Drangsal ein großes und leuchtendes Vorbild sein. Seine überragenden Erfolge sind Bürge dafür, daß dem Tätigen die Welt gehört; auch dann kann sie sich ihm nicht versagen, wenn trübe Wolken die Zeit verdüstern.

Im Jahre 1865 schrieb er einem alten Jugendfreund: „Beim Rückblick auf meinen Lebensweg steht mir eine Erfahrung klar vor Augen, die gemacht zu haben etwas wert ist, und dies ist, daß eine entschieden ausgesprochene Geistesrichtung — oder Talent, wenn man sie so nennen will — in der Welt nicht untergeht, außer durch die Schuld des Individuums, dem sie eigen ist. ... Ich glaube nicht an den Untergang von wahren Talenten.“ Als er dieses Bekenntnis ablegte, wirkte er seit fast dreizehn Jahren an der Münchener Universität, wo er die Summe seiner Erfahrungen zog und als Mann von Weltruf auf ein an Erfolgen überreiches Leben blicken durfte.

Wenn wir heute gutes Weizen- oder Roggenbrot essen statt Brot aus gröberem Gersten- oder Buchweizenmehl, so wissen die wenigsten, daß dies ein Verdienst Liebigs ist. Seine tiefe Einsicht in das chemische Verhalten der Stoffe vermittelte der Landwirtschaft die Möglichkeit, aus dem Ackerboden reichere Frucht zu ziehen. Liebig erkannte, daß die Felder in Europa durch den Raubbau, der getrieben wurde, sich an Fruchtbarkeit verringerten. Er rief den Staat und die Landwirte an, diesem kulturwidrigen Zustand ein Ende zu bereiten, ehe es zu spät war. Ihm verdankte die Welt, daß er die Humuslehre als falsch nach-



Das Denkmal Justus von Liebigs in München
von Michael Wagmüller.

wies. Alle grünen Gewächse bauen sich wesentlich aus unorganischen Stoffen auf. Liebig wies nach, daß die Pflanzen mit Hilfe der Blätter Kohlensäure aus der Luft aufnehmen, und daß die Erschöpfung der Äcker mit dem Mangel an Humus nichts zu tun hat. Etwas anderes fehlt: die Mineralstoffe. Seine Versuche ergaben, daß es den Pflanzen hauptsächlich an Phosphorsäure, Kali und Stickstoff mangelte. Zunächst empfahl er die phosphorhaltigen Knochen als Dünger. Da Knochen sich nicht zersetzen, schloß er sie mit Schwefelsäure auf und legte damit den Grund zu der bedeutenden Industrie der Superphosphate. Seinen Anregungen folgend fanden die Geologen neue Phosphatlager. In der Natur finden sich Steine, die aus phosphorsaurem Kalk bestehen. Werden diese mit Schwefelsäure behandelt, dann ist es den Pflanzen möglich, die zu ihrem Aufbau nötigen Stoffe aufzusaugen. Bergwerke decken den Bedarf der Landwirtschaft mit Kali, und da Deutschland besonders reich an Lagern war, versorgten wir die Welt damit.

Stickstoff bietet man den Pflanzen in Form von Salpeter oder schwefelsaurem Ammoniak. Chile in Südamerika verfügt über ungeheure Salpeterlager, und so kam es, daß ganze Segelflotten mit diesen Stoffen ununterbrochen unterwegs sind. Man darf also behaupten, Liebig lenkte nicht nur den Landbau, sondern auch die Weltwirtschaft in andere Bahnen. Schwefelsaures Ammoniak wird hauptsächlich als Abfallerzeugnis bei der Herstellung von Leuchtgas gewonnen.

Das sind nur die greifbarsten Erfolge von Liebigs vielverzweigter, schöpferischer Tätigkeit, die nicht nur uns, sondern der ganzen Welt zum Segen geworden sind.

Wie alle wahrhaft Großen hinterließ er der Wissenschaft seiner Zeit ein bedeutendes geistiges Erbe. Pro-

fessor J. Volhard faßte sein Urteil über Liebig zusammen und sagte: „An Vielseitigkeit, geschlossener Wucht und Bedeutung der ganzen Persönlichkeit ist ihm kein Vorgänger und kein Nachfolger vergleichbar. Er war der fruchtbarste Chemiker unseres Vaterlandes und aller Lande, ein Lehrer ohnegleichen, ein klassischer Schriftsteller, ein Wohltäter der Menschheit, eine der großartigsten Erscheinungen unter den Denkern seiner und aller Zeiten; sein Andenken wird lebendig bleiben, solange menschliche Kultur besteht."

Und Ignaz von Döllinger, der Liebig als Freund nahestand, schrieb 1873: „Liebigs Wissen, seine Entdeckungen sind ein Baum geworden, in dessen Schatten wir ruhen, von dessen Früchten wir alle genießen. Er war ein Mann, der uns das schöne Vorbild eines reinen und ganz im Dienste der Wissenschaft und der Menschheit wie begonnenen so beschlossenen Lebens hinterlassen hat."

Du und das Vaterland

Du sollst an Deutschlands Zukunft glauben,
An deines Volkes Auferstehn!
Laß diesen Glauben dir nicht rauben
Trotz allem, allem, was geschehn!
Und handeln sollst du so, als hinge
Von dir und deinem Tun allein
Das Schicksal ab der deutschen Dinge,
Und die Verantwortung wär' dein!

Johann Gottlieb Fichte.

Freidi

Von Fritz Müller

Getauft war sie auf Babette Wenk, so stand es im Partenkirchner Amtsregister.

Das war die erste Taufe; bedeutungsvoller ist die zweite. Wiedertäufer ist der Alltag. In der Art und Weise, wie man sich mit diesem Leutepriester auseinandersetzt, empfängt man einen zweiten Namen.

„Wer ist denn die Alte mit den Glitzeraugen im verwelkten Kopf?“ fragte bei seinem Dienstantritt der junge Lehrer.

„Unsere Freidi.“

„Wie schreibt man das, Herr Bürgermeister?“

„Schreib'n? Schreib'n laßt sich so a Nama überhaupts net. Höchstens sag'n. Am besten: tun, Herr Lehrer.“

„Tun? Freidi tun? Wie macht man das?“

„Freu di halt!“ sagte der Bürgermeister.

Das war seine Amtseinführung; darauf wurde er verpflichtet, vereidigt auf die Freude.

Man mag den besten Eid geschworen haben und darum klar und frei in die Welt schauen, manchmal zuckt man doch mit den Wimpern, wenn das Leben vor den Augen hin und her fuchtelt. Weiß man doch nie, ob's Spaß ist, oder ob's wirklich zuschlägt. Das ist auch nicht so wichtig. Wenn man nur nach überstandenem Unheil den alten Frohblick behält oder ihn irgendwie wieder beleben kann.

Man brauchte dann nur an die Freidi zu denken.

Gab es irgendwo ein Unglück, so konnte man immer das gleiche erleben: „Jackl, ist dir gestern net dei Stadel niederbronna?“

„Freili."
„Und hast g'heult drauf wie a Schloßhund?"
„Freili."
„Und kannst scho wieder lacha heut?"
„Freili."
„Aha, bist bei der Freidi g'wesen?"
„Freili."
„Und die hat di wieder aufg'richt?"
„Freili."
„Mit was denn, Jackl?"
„Mit freu di halt."

Ein Rätsel blieb's freilich, daß die Freidi selber ihren Frohsinn behalten hat, wenn ihr das Leben vor den Augen hin und her fuchtelte und auch zuschlug. Drei verstorbene Kinder, ein viertes, das gleich wieder umgekehrt ist, ein grober Mann, den sie die letzten sieben Krankenjahre pflegen mußte, könnten es bezeugen. Um nur jene Kümmernisse zu nennen, die im Dorfe bekannt wurden. Aber sichtbar oder unsichtbar, die Glitzeraugen in dem welken Kopf blieben ungebrochen.

„Am fleißigen Kirchgang wird's halt liegen," sagte der Pfarrer.

„An ihrer Arbeit wird's liegen, der fleißigen," meinte der Bürgermeister.

Der Lehrer dachte nach: er kannte Verdrossene, die schwer arbeiteten; er kannte Mißvergnügte, die täglich in die Kirche gingen. Nicht in die von Partenkirchen. Denn da kam das Mißvergnügen auf die Dauer nicht auf. Die Freidi litt es nicht. Kam der von einem Schicksalschlag Getroffene nicht zu ihr, so ging sie halt zu ihm.

„Nazl, daß d' jetz gar a so a grantigs G'sicht machst!"

„Soll i jodeln, wenn mir d' Seuch von meine fünf Küh drei kaputt g'macht hat!"

„Frei di halt an deine zwei jetzt grad so viel, wie z'erst an alle fünf."

„Aber wenn mi do die drei Kaputten grad am meisten allweil g'freut hamm!"

„Und war des nix?"

„Was?"

„Daß d' di g'freit hast; frei di, daß d' di g'freit hast, Gischpel dummer, frei di."

„Recht hast d'," hat der Nazl g'sagt.

Und so ging's überall im Dorf, wo Kummer eingekehrt war. Nicht als hätte sie für jede Kümmernis den gleichen Spruch parat gehabt. Ist doch auch nicht jede Kümmernis einer anderen gleich. Jegliche Kümmernis muß man auf ihre Art bekriegen.

Der Lederer war bei der Bürgermeisterwahl durchgefallen.

„Eine Schand is 's," fauchte er im Haus herum, „dreimal hintereinander Burgermeister und 's viertmal durchg'falln, so a Schand!"

Die Freidi schaute zum Stallfenster herein.

„A Schand? Und i hab' mir denkt, a Freud is 's."

Der Lederer legte die Dunggabel hin.

„Was? A Freud?"

„Grad so hat er's woll'n, der Lederer, hab' i mir denkt."

„So woll'n?"

„Dreimal hat er ihnen den Hanswurschten g'macht, hab' i mir denkt, 's viertmal soll ein andrer ihnen ihren Mist ausputzen, i hab' gnu an dem im eignen Stall, frei di!"

„Recht hast d'," sagte der Lederer. Vergnügt wirtschaftete er und pfiff dazu.

Um die gleiche Zeit war's, daß der Freidi letztes Kind am Typhus gestorben ist.

Damals ist dem Lederer eine hanebüchene Vergeltung aufgeblitzt. Nach dem Begräbnis unterm Friedhoftor sagte er: „Weißt no, Freidi, wie d' mi neuli tröst't hast?"

„Freili weiß i 's."

Klobig pflanzte er sich in ihren Weg. „Jetzt möcht i grad sehn, ob's bei dir selber auch derfangt."

„Was derfangt?"

„Was d' die andern predigst, ob du auch bei deinem Kind ..."

Einen Augenblick lang hat sie ihn starr angeschaut. „Leicht, daß i 's so woll'n hab'," hat sie langsam gesagt und ging geschwind durchs Tor.

Die es hörten, haben sich gekreuzt. „Eine Sünd!"

„Nein," sagte der Pfarrer, „keine Sünd. Sagt nicht auch der Herrgott: ‚So hab ich's gewollt.' Vielleicht hat sie's ihm nachg'sagt. Das ist alles. Macht es auch so."

Als der Freidi Zeit erfüllt war, ist sie krank geworden. In der Stube drinnen hat sie's nicht gelitten. Ihr Bett hat sie sich auf die offene Tenne hinaustragen lassen, wo man die ganze Straße überblicken konnte. Da ist sie aufrecht in den Kissen gesessen. Dann und wann hat sie einem, der vorbeiging und der's nötig haben mochte, zugenickt: „Frei di!"

Dann kam ein Tag, wo sie nicht mehr aufrecht sitzen konnte. „Reesl," fragte sie ihr Enkelkind am Bett, „Reesl, i hör' jemand gehn, wer ist's?"

„Der Hirschen Niklas, der wo gestern zehntauset Mark soll g'wunne hamm in der Lotterie."

„Is guat. Und wer kimmt jetzt?"

„Die Rassen Zenzl, die wo si verlobt hat mit dem Reiser Toni."

„Frei di!" rief die Alte aus den Kissen nach der Straße.

„Reesl, i hör' wieder Tritt."

„D' Lipfen Vroni geht vorbei — weißt, Ahnl, die, bei der d' Verlobung wieder z'ruck is gangen."

Zum Rufen hat die Kraft nicht mehr gereicht. Also daß die Vroni nur einen Hemdärmel hat am Tennenboden in die Höhe gehen sehn und winken: Freidi, freidi!

Dann ist der Doktor gekommen und war zornig. „Wie kann man eine Kranke auf den offenen Tennenboden . . ."

Er kam nicht weiter. Die Glitzeraugen im verwelkten Kopf haben ihm die Rede verschlagen. „Freu di, daß einmal einer in der frischen Luft mag sterb'n, statt in der muffleten Stub'n, freu di."

So hat man sie in Gottesnamen auch noch in der Nacht auf offener Tenne liegen lassen.

Ein Zufall hat es gewollt, daß ich in aller Herrgottsfrühe auf selbigem Boden was zu suchen hatte. Im Dorf waren die Leute noch nicht aufgestanden. Vielleicht war die Freidi schon wach. Ich lugte hinüber.

Die gewürfelte Zudecke war auf den Boden gefallen. Im Bett lag die Freidi nackt und tot.

Ich wollte erschrecken. Aber da sah ich unter dem verwelkten Angesicht einen lichten Körper ohne eine Runzel, zart und schön. Meine Hände haben sich gefaltet. „Freu di," betete ich und ging.

Aber es war kein Abschluß. „Freu di" konnte nicht das letzte sein, was sie zu sagen hatte.

Ihre Erben hatten es gewollt, daß ich ihr Testamentsvollstrecker würde. Allerlei Geschriebenes von der Alten ist mir durch die Hand gegangen. Wie hab' ich mich gewundert über ihre Schrift; sie war groß und steil, wie Kinder in der ersten Klasse schreiben.

Ein Jährlein später bin ich durchs nachbarliche Tirol gewandert. Unterwegs hab' ich in einem Gnadenkirchlein

von der Hitze ausgeschnauft. Ein Altar stand an der Seite, ein Marienaltar. Von lauter Täfelchen war er umhangen: „Maria hilf!“ — „Maria hat geholfen!“ — „Heiliger Sebastian, dank für deine Hilfe!“ — „Heilige Muttergottes, du warst mir gnädig!“

Es waren sicher an die hundert Danktafeln. Einige davon schön geschnitzt. Manche goldig oder silbrig glitzernd. Eine Tafel aber war ohne Rahmen. Es war nur ein unbeholfen selbst zurechtgeschnittener Pappendeckel. Und darauf standen die Worte:

Lob und Dank
dir du Heilige
Kummernus!

„Kummernus, heilige Kummernus? Eine merkwürdige Heilige, gell, Herr?“ sagte der Mesner an meiner Seite, „ich kann mich noch genau erinnern, wie die alte Frau sie hingehängt hat vorigs Jahr; aus dem Bayerischen ist sie hergekommen ...“

„Und hatte glitzernde Augen in einem verwelkten Gesicht, nicht wahr?“

„Ah, Sie haben sie gekannt?“

Da war mir bewußt geworden, woher die Freidi ihre Freude geholt hatte.

Der Mesner und ich, wir schauten lange auf den armseligen Pappendeckel mit den Buchstaben. Sie waren groß und steil, so wie kleine Kinder in der ersten Klasse schreiben. In der ersten Klasse, wo die Kümmernisse tief gehen, und daher noch tiefer alle Freuden. Ja, ja, es war schon so: aus dieser ersten Klasse war die Freidi niemals rausgekommen.

Behandlung und Verhütung der Augenentzündungen bei Kindern

Von Dr. Thraenhart

Von allen Kinderleiden sind besonders auffallend und Mitleid erregend eiternde Augenentzündungen. Auch die Kleinen leiden dabei schwer unter der Lichtblendung und dem fortwährenden Zucken. Der Augenlidrand ist entzündet und blutigrot; auf der Bindehaut zeigen sich kleine Geschwüre; meist wird Schleim und Sekret abgesondert und die Augen tränen beständig. Der Bindehautkatarrh und der Ausschlag bewirken peinigende Lichtscheu. Dabei gesellt sich oft noch Entzündung im Innern der Nase. Alle diese Erscheinungen deuten in der Regel auf Skrofulose (Drüsenkrankheit) des ganzen Körpers. Bei der Behandlung muß das wohl berücksichtigt werden, denn wenn das Grundleiden nicht beseitigt wird, ist die Heilung der Augenentzündung nur vorübergehend, sie wird dann immer wieder durch die noch im Körper festsitzenden Krankheitstoffe hervorgerufen. Dann kann das Leiden auch dauernde üble Folgen haben, indem die Entzündung übergeht auf die in der Mitte des Augapfels befindliche Hornhaut, dort narbige Trübung und bleibende Schwachsichtigkeit bewirkt; ein großer Schaden in jedem Berufe fürs ganze Leben ist die Folge.

Frühzeitig soll man deshalb mit der Behandlung und Heilung beginnen. Sobald sich bei einem Kinde Lichtscheu, Tränen, Röte der Augen oder Entzündung der Lider einstellen, muß man gleich den Arzt zu Rate ziehen. Da gibt es dann für die Mutter bei der häuslichen Pflege viel zu beachten, um dem Kinde die Krankheitszeit mög=

lichst schmerzlos zu gestalten, die Genesung zu beschleunigen und Rückfälle zu verhüten.

Falsch ist es, das Zimmer vollständig zu verfinstern mit Rücksicht auf die Lichtscheu des Kindes; je mehr man die Augen dem Lichte entwöhnt, umso größer wird die Lichtscheu. Graue Leinwandvorhänge sollen nur das zu helle Tageslicht mildern. Auch verbinde man die Augen nicht, denn die stets hervorquellenden Tränen befeuchten und erhitzen die Haut und Tuch, was auf das Wachstum von Krankheitskeimen wie Treibhausluft wirkt. Man möge auch keine Schutzbrillen den kleinen Kindern geben, weil diese leicht hinfallen und beim Zerbrechen des Glases sich schwer verletzen können. Größere Kinder mögen Schutzbrillen tragen. Den Kleinen mache man einen grünen Augenschirm von Pappe, der etwas breiter und länger als die Stirn des Kindes ist, und befestige ihn mittels eines Bandes so um den Kopf, daß er ungefähr zwei Zentimeter über die Augenbrauen hervorragt.

Besonders verschlimmernd wirkt Reiben und Jucken in den Augen mit den meist unsauberen Händen, oder das Zuhalten und Drücken mit der Faust. Dies muß man dadurch verhüten, daß man die Hände der Kleinen in gerade, lange Papprohre steckt, damit sie nicht bis zu den Augen erhoben werden können; oder man zieht dem kleinen Kinde ein größeres Hemd an und bindet die überstehenden Ärmel fest zusammen, so daß die Arme zwar zu bewegen, aber nicht an die Augen zu bringen sind.

Über Nacht pflegen die Wimpern zu verkleben durch getrocknete Schleim- und Eiterkrusten. Diese muß man morgens mit gutem Öl zunächst erweichen und nach einiger Zeit mit lauem Wasser sanft abwaschen. Verhüten kann man solche Verklebung am besten durch abendliches

reichliches Bestreichen der äußeren Augenlider mit reiner Vaseline.

Ist das Leiden, wie meist der Fall, skrofulöser Herkunft, so muß die Behandlung den ganzen Organismus umfassen, sonst kann dauernde Heilung nie erzielt werden. Die häusliche Fürsorge muß dabei stets bedacht sein auf Reinlichkeit, Hautpflege, reine Luft und gute, zweckmäßige Ernährung. Namentlich Hände und Nägel des Kindes müssen immer wieder gesäubert werden, damit durch sie nicht noch Schmutz in die entzündeten Augen kommt. Die täglichen lauwarmen Ganzwaschungen des Körpers sollen abwechseln mit heilkräftigen Salzbädern, am besten von Staßfurter oder Kreuznacher Salz, jedoch kann man auch Viehsalz nehmen.

Empfehlenswert ist für wohlhabende Leute ein längeres Verweilen an der See, und für alle Kinder recht viel Aufenthalt draußen in frischer Luft. Man bringe sie womöglich den ganzen Sommer aufs Land, oder schicke sie täglich in den Wald, in Gärten oder städtische Anlagen.

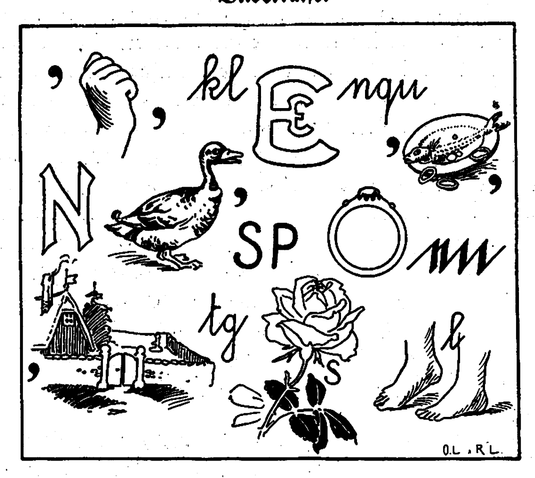
Wohltuend, erfrischend und heilend wirken häufige Luftbäder, draußen und daheim, mit genügender körperlicher Bewegung.

Auch in den Wohnungen soll stets reine, frische Luft herrschen.

Bei der Ernährung ist darauf zu achten, daß diese Kinder weniger Mehlspeisen, Brot, Kartoffeln und keinen Zucker erhalten, doch dafür Milch, Eier, wenig Fleisch, dagegen mehr Gemüse und viel rohes Obst. Man überfüttere sie aber nicht, was besorgte Mütter gern tun, denn leichte, gute Verdauung ist eine der ersten Bedingungen für die Verhütung und Heilung der Skrofulose. Recht bewährt hat sich auch stets das regelmäßige Einnehmen von Lebertran.

Baldigste gründliche Ausheilung einer Augenentzündung und ihres Grundleidens ist für jedes Kind überaus nötig und wichtig, weil sonst fast die ganze Jugendzeit durch Rückfälle verleidet und die Schul- sowie Fachausbildung behindert wird. Auch erweist sich dann die durch fleckig getrübte Hornhaut entstandene Schwachsichtigkeit später bei der Wahl des Berufes als ein unüberwindliches Hindernis für viele Arbeiten, die ein vollkommenes Sehvermögen erfordern. Wer in der Jugend öfter an Augenentzündung gelitten hat, sollte überhaupt nicht einen Beruf wählen, bei dem er der Einwirkung von Staub, Rauch, scharfen Ausdünstungen oder großer Hitze ausgesetzt ist.

Bilderrätsel



Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes.

Mannigfaltiges

Aussterbende deutsche Wanderfische

Von dem großen einstigen Reichtum unserer deutschen Ströme und Flüsse an manchen Wanderfischen ist heute nur noch ein geringer Rest vorhanden. In früheren Zeiten kam der Lachs so zahlreich vor und wurde in solchen Mengen dem Wasser enthoben, daß er eine gewöhnliche Speise war. Zur Laichzeit zogen die Fische in ungeheuren Massen gegen die Strömung an, um sich schließlich auf die klaren, reinen Bäche zu verteilen. Ungehindert durch Wehre und andere Sperren ging die Wanderung vor sich; die Hemmnisse früherer Zeiten, welche die Flüsse aufwiesen, wurden von den aufsteigenden Lachsen leicht überwunden. Als aber die Flüsse der Schiffahrt nutzbar gemacht wurden und umfangreiche Schleusenwerke entstanden, da gingen die Fische zurück.

Man versuchte die Lachsfischerei durch künstliche Fischzucht wieder zu heben. Laichfische wurden eingefangen, denen man Eier und Milch abstrich, worauf erstere, nachdem sie „künstlich" befruchtet waren, in Bruthäuser kamen. Die gewonnenen Junglachse setzte man in jenen Bächen aus, die von jeher den Laichlachsen zur Ablage ihrer Geschlechtsfrüchte dienten. Jahrzehnte hindurch sind große Summen aufgewandt worden, man baute an den Wehren „Lachstreppen" ein, die den Fischen den Aufstieg ermöglichen sollten. Vergebens. Manche Bäche, die einst vom Lachs zur Laichablage bevorzugt wurden, sind seit Jahren leer. Wohl werden heute noch Lachse in deutschen Strömen gefangen, aber nur vereinzelt gehen sie den Fischern in die Netze; alle Schonmaßregeln nutzten nichts mehr. Unmengen von Lachsen wurden gefangen, ehe sie für Nachkommenschaft gesorgt hatten und diese verkehrten wirtschaftlichen Maßnahmen früherer Zeiten rächen sich nun. Der Lachs wird aussterben.

Ein wichtiger Seenbewohner ist der Brachsen, der in ansehnlichen Scharen die Seen bevölkert, nicht selten aber von den Fischern bis auf den letzten Schwanz weggefangen wird. Das Laich-

geschäft dieses Fisches wird erfolglos, wenn widrige Witterungsverhältnisse eintreten. Das kann mehrere Jahre hintereinander der Fall sein, so daß dem Gewässer mehrere Jahrgänge dieses Fisches verloren gehen. Die großen Fische werden allmählich weggefangen, und ist der Fischer mit Blindheit geschlagen, dann ist eines Tages der See leergefischt.

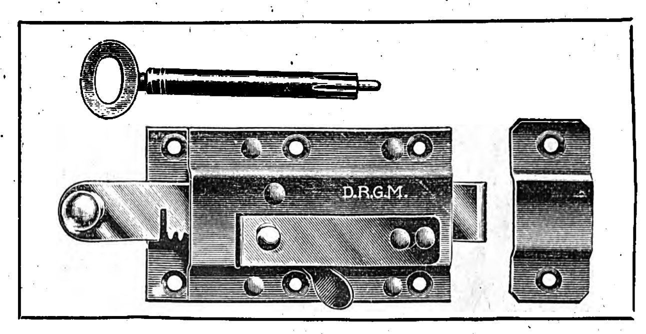
Die Lachsfischer früherer Zeiten enthoben ja auch die Lachse dem Wasser vor der Laichablage und vernichteten dadurch den Nachwuchs. Das Hegen aber beginnt immer erst dann, wenn es zu spät ist. Vom Sportangler wird die gefangene Forelle erst dann mitgenommen, wenn sie mindestens einmal für Nachkommenschaft gesorgt hat.

Früher waren unsere Ströme und Flüsse noch nicht reguliert und durchzogen noch nicht landstraßenartig die Landschaft. Damals suchte ein anderer Wanderfisch zahlreich die Unterläufe der Stöme zum Laichen auf, ein Riese unserer heimatlichen Fischwelt, der Stör. Einst wurden diese Fische in solchen Mengen gefangen, daß man ihr Fleisch in frischem Zustande mit etwa drei Pfennigen bezahlte; geräuchert galt es etwas mehr. Vor allem gingen aber die Fischer darauf aus, Rogener (also Weibchen) zu fangen, um aus dem Kaviar den Haupterlös zu erhalten. Störe von fünf Meter Länge, die zwei bis vier Zentner wogen, waren einst nicht selten. Da manche Störweibchen drei Millionen Eier enthielten, ist es klar, daß heute auch diese Fische fast ausgerottet sind. Man versuchte auch die Störeier künstlich zu befruchten; es mißlang. Klumpenartig haften die Eier des Störs aneinander und wurden in den Brutapparaten leicht von Pilzen befallen, die ein schnelles Absterben verursachten. Laichschonreviere wurden in den von Stören aufgesuchten Gewässern eingerichtet, aber man hatte zu lange Raubwirtschaft getrieben, der Erfolg blieb aus.

Auch heute noch wird der Stör gefangen, aber große Fische im Gewicht von über einem Zentner gehen selten ins Netz. Nie kehrt der Reichtum unserer Ströme und Flüsse an Lachsen und Stören wieder; die Vernichtungsarbeit war leider viel zu gründlich getan worden. W. Doose.

Sicherheitsriegel

Da Türschlösser vor Einbruch raffinierter Spitzbuben keinen Schutz bieten, ist eine besondere und fremdem Zugriff unzugängliche Sicherung durch einen Riegel, der jedoch auch von außen von dem dazu Befugten beim Öffnen seitlich weggeschoben werden kann, ein allgemeines Bedürfnis. Der Sicherheitsriegel „Esto“ erfüllt in einfacher und solider Ausführung diese Ansprüche und gewährt den erwünschten Schutz. Die Riegelschiene läßt sich nach Belieben, und zwar durch eine mit einem Knopf versehene Feder,



die in Einschnitte der Schiene einschnappen und diese dadurch festhalten kann, von außen und innen verschieben, je nachdem man öffnen oder zusperren will. Der Schlüssel hat am unteren Ende ringsum verteilt mehrere Stifte, die in Zähne des Riegels eingreifen, und in der Mitte einen herausragenden Stift, durch welchen die Feder aus dem Einschnitt der Schiene gedrückt wird. Von außen wird das Schlüsselloch durch einen drehbar befestigten Schild verdeckt. Der Schlüssel kann nicht durch einen Dietrich ersetzt werden, weil sein Bart so geringe und bei jedem Stück wieder anders geordnete Einkerbungen hat, daß kein Instrument sie erfassen und drehen kann. R. Hr.

Gold als Lockmittel

Der Gedanke, das Geld abzuschaffen, findet sich in fast allen älteren und neuzeitlichen Staatsutopien. Nur einmal bestand ein

Staat, in dem man sich mit Gold, sonstigen Edelmetallen und kostbaren Steinen nichts kaufen konnte. Das war im Inkastaate in Peru. Da war auch die Ausfuhr verboten. Gold und Edelsteine gab es nur im Besitze der Inkafürsten und in den Heiligtümern der Tempel, und da dienten diese Kostbarkeiten nur zum Schmuck. Sonst waren sie wertlos. In dem von den Jesuiten gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts in Paraguay begründeten sozialen Indianerstaat gab es im Lande zwar gleichfalls kein Geld, aber außerhalb des Staates stand es im Wert und viele Waren mußten gegen Geld eingeführt werden. Kleinere Versuchsstaatengebilde, in denen es ebenfalls kein Geld geben sollte, konnten sich neben anderen Staaten, da dieser Wertmesser herrschte, nicht halten.

So glaubte man auch im heutigen revolutionären Rußland einen Kommunismus ohne Geld durchführen zu können. Rußland konnte sich aber nicht aus dem Weltverkehr ausschließen, und so kam es, daß der „Kapitalismus" wieder hergestellt werden mußte. Nachdem das Finanzwesen der Sowjetregierung gründlich zerrüttet war, griff man zu verschiedenen Hilfsmitteln, um wieder zu Geld zu kommen. Neuerdings ist eine große Lotterieanleihe beschlossen worden, die dem Staatssäckel aufhelfen soll. Ein trauriges Zeichen der Zeit! Damit die Lust, solche Anleihen zu erwerben, sich möglichst stark erweist, stellt der Staat die Lose in Goldrubeln aus. Wer das Glück hat, kann den großen Gewinn von hunderttausend Goldrubeln machen. Nach dem augenblicklichen Stand der Kurse sind das etwa tausend Milliarden Papierrubel! Wer diese Summe gewinnt, hat ausgesorgt, denn er kann von den Zinsen dieser Milliarden leben.

Diese Staatslotterie zur Kräftigung der russischen Finanzen beweist deutlicher als vieles andere, was es mit der Verwirklichung utopischer Staatsideen auf sich hat. Das russische Chaos kann eben auch nicht, ohne allgemein-gültige Wertmesser anzuerkennen, wieder in Ordnung gebracht werden. D. Gn.

Die Wirkung der hohen Fellpreise

Vor zwanzig Jahren, als die Felle noch billig waren, sagte mir ein Förster, bei dem ich wohnte: „Geben Sie doch die Schrift-

stellerei auf und stellen mit mir zusammen Fallen!" Wir hatten an diesem Tage, einem recht schönen, klaren Wintermorgen, sehr gute Erfolge mit Fallen erzielt; unter anderem fanden wir mehrere Iltisse und ein schneeweißes Hermelin. Iltisse gab es überhaupt so viele, daß der einfache Mann seiner Tochter zu Weihnachten eine Boa aus zehn Iltisfellen schenkte. Damals wertete man das Fell dieses heimischen Stinktieres mit etwa drei Mark. Das Geschenk konnte man demnach auf dreißig Mark schätzen. Was würde heute eine solche Boa kosten? Wie ist das jetzt so alles anders geworden durch die hohen Fellpreise. Ich habe meinen alten Bekannten kaum wiedererkannt, so „umgestellt" hat er sich angesichts der veränderten Verhältnisse. Und wie er sich geändert hat, so ist das gleiche bei seinen Berufsgenossen zu beobachten.

Schon früher war es eine alte Geschichte, daß, wenn der Bauer beim Förster wegen der Verwüstungen klagte, die ein Marder in seinem Gehöft anrichtete, der Grünrock merkwürdigerweise nie Zeit dazu fand, dem Räuber das Handwerk zu legen. Der Förster blieb für die Bitten des Bauern taub; immer fand er Vorwände, um nicht zu kommen. Allmählich war es kühl geworden — man war im Oktober — und da erschien nun plötzlich der Förster. In kurzer Zeit wurden die Vorbereitungen zur Marderjagd getroffen; der erfahrene Weidmann stellte sich an dem bald festgestellten Wechsel auf und streckte mit sicherem Schusse den flüchtigen Räuber nieder.

Der Bauer kam meist nie dahinter, weshalb der Förster im Sommer so schwerhörig war. Für den Tierkenner lag die Sache klar. Wie bei fast allen Tieren, so ist auch der Pelz des Marders im Sommer so gut wie wertlos. Dagegen brachte er bereits vor dem Weltkriege im Winter einen recht annehmbaren Preis. Man kann es dem Jäger also nicht verargen, daß er für seine Bemühungen einen angemessenen Lohn zu erzielen sucht!

Bei manchen Tieren ist es begreiflich, daß auch ihr Sommerfell vortrefflich ist, so beim Fischotter. Der Balg eines Tieres, der gegen Wasser schützen soll, muß auch während der warmen Jahreszeit dicht sein. Nun versteht man, daß die Felle des Eisbären zu jeder Jahreszeit gleich gut sind, denn der Eisbär ist ein unermüd-

licher Schwimmer, der tagelang in den eisigen Fluten zubringt.

Dagegen ist mir nicht ganz erklärlich, weshalb beispielsweise das Fell eines am 31. August 1922 geschossenen Eichhörnchens so schön wie ein Winterfell war. Der Förster hat es denn auch auf das Spannbrett gebracht. Nach allgemeinem Volksglauben würde man hieraus auf einen sehr strengen Winter schließen müssen.

In dem Stalle, in dem früher Frettchen gehalten wurden, hausten jetzt junge Iltisse. Es ist merkwürdig, daß zahme Tiere ihr Plätze mit ihren wilden Verwandten tauschen müssen. Denn das Frettchen, das wir zur Kaninchenjagd verwenden, ist ein Albino des Iltis. Da es im Jagdrevier die flinken grauen Nager kaum noch gibt, so braucht man keine Frettchen mehr. Die für sie bestimmte Nahrung erhalten jetzt die Iltisse.

Wurde früher festgestellt, daß ein Dachs- oder Fuchsbau junge Tiere enthielt, so war man mit dem Ausgraben sofort bei der Hand. Der scharfe Teckel wurde hineingeschickt, und an den Fluchtröhren, soweit sie nicht verstopft waren, standen Jäger schußbereit. Heute stellt schon die Geldfrage ein solches Ausgraben in Frage. Früher erhielten die Landleute für das Graben ein Trinkgeld. Sie gaben sich damit zufrieden, denn sie waren selber Feuer und Flamme für die Sache. Heute würden die Männer eine ihrem sonstigen Verdienst entsprechende Entschädigung verlangen. Die Arbeitslöhne sind aber auf dem Lande so hoch, daß selbst ein günstiges Ergebnis erhebliche Kosten verursacht. Denn mit den im Sommer wertlosen Fuchsfellen kann man nichts anfangen. Man läßt daher die Füchsin mit ihrer Nachkommenschaft leben und wartet bis zum Winter. Dann bringen die Winterfelle schönes Geld.

Ebenso läßt man den Dachs bis zum Anfang des Winters in Ruhe. Wir stellten im Revier einen befahrenen, das heißt einen bewohnten Dachsbau fest. Deutlich war an den Spuren sichtbar, daß der Alte für den Winter Moos einschleppte, obwohl es erst der erste September war. Der Förster erklärte mir, wie er später das Tier fangen werde. Er versicherte, daß ein feister Dachs zu den größten Leckerbissen gehöre. Sein Fett wäre noch schmack-

hafter und feiner als Gänseschmalz. Auch meine Mahnung, daß man bei erlegten Dachsen Trichinen gefunden habe, konnte ihn in seinem Schwelgen zukünftiger Genüsse nicht irremachen. Er sagte, daß er sie schon durch hinreichendes Kochen oder Braten unschädlich machen würde. Überraschend ist es nicht, daß der Dachs so gut schmeckt. Nach unserer Systematik ist er allerdings ein Raubtier. Aber seine Nahrung ist fast genau die gleiche wie die des Wildschweins, das wir zu den Pflanzenfressern zählen. Beide fressen hauptsächlich Pflanzenstoffe, aber auch Regenwürmer, Mäuse und Aas. Da Wildschweinbraten allgemein gelobt wird, so spricht die Wahrscheinlichkeit dafür, daß es beim Dachsbraten ähnlich liegt.

Die hohen Fellpreise haben bewirkt, daß man alle Raubtiere im Sommer nach Möglichkeit schont. Früher schoß man sie möglichst schnell ab, damit sie den Wildstand nicht zu bedenklich schädigten. Davon ist man aber abgekommen, da am Wildstand kaum noch etwas zu verderben ist. Außerdem besinnt sich jetzt jeder, bevor er „Dampf macht", denn die Patrone kostet gegenwärtig ein Heidengeld. Und sie wird noch teurer werden. Früher kostete die mit Schwarzpulver geladene Patrone sechs Pfennige! Da kam es allerdings auf ein paar Schüsse mehr oder weniger nicht an.

Ob das Großziehen jung gefangener Raubtiere sich lohnen wird, muß abgewartet werden. Es interessiert mich besonders, ob sich junge Marder großziehen lassen. Bei einzelnen ist das schon wiederholt gelungen; aber ein ganzes Geheck großzubringen, ist doch wohl nicht so einfach. Übrigens kommt die Aufzucht nicht billig, da man für sie eine Menge Vögel schießen muß. Denn wir erlebten mit den Mardern im zoologischen Garten, daß sie bei Pferdefleischnahrung elendiglich eingehen. Für den in Freiheit lebenden Räuber ist eben das Fleisch der Einhufer nicht das rechte. Wie den kleinen Katzenarten, bekommt ihm dieses Fleisch nicht.

Die von manchen Blättern vorgeschlagene Massenaufzucht von jungen Mardern macht sich auf dem Papier sehr schön. Aber der Baummarder, das Gelbkehlchen, wie es der Jäger wegen seiner gelben Kehle nennt, ist bei uns schon so selten geworden, daß die

vielfach angeordnete Schonung durchaus zu billigen ist. Die Beschaffung der Tiere würde also schon auf die größten Schwierigkeiten stoßen. Sodann verlangen Marder wegen ihrer quecksilberhaften Beweglichkeit einen großen Raum, der auch nicht so leicht zu beschaffen ist. Hierzu kommt noch die Schwierigkeit der Ernährung.

Als Tierfreund freue ich mich darüber, daß man endlich wieder einmal spielende Jungfüchse sehen wird. Das Glück ist mir bisher erst ein- oder zweimal beschieden gewesen. Der alte Förster hat mir versprochen, mir Nachricht zu geben, sobald er Jungfüchse in einem Baue festgestellt hat, eine Gelegenheit, die ich gewiß nicht versäumen werde.

So bringt also die Erhöhung der Fellpreise, die indirekt zu einer Ausrottung der Pelzträger führt, doch auch für den Tierfreund gewisse Annehmlichkeiten. Dr. Th. Zell.

Eine leicht zu befördernde Sitzgelegenheit im Freien

Man braucht nicht mehr eine Hängematte mitzuschleppen, um auf dem Ausflug im Wald, in der Sommerfrische an irgend einem schönen Rastplätzchen oder im weit von der Wohnung abgelegenen Obstgarten sich zur Ruhe niederlassen zu können. Der Hängesitz „Waldsessel" ist nicht so schwer und in vieler Hinsicht praktischer als die Hängematte, kann aber ebenso leicht an zwei Baumstämmen festgemacht werden. Er ist verstellbar für jede Lage. Dies geschieht dadurch, daß die Endschleifen der Schnüre, mit denen die Lehnen an den Halteseilen befestigt sind, nach Aufziehen der Schleifen an Halteseilen herauf- und heruntergeschoben werden können. Ist die gewünschte Stellung erreicht, dann erfolgt die Befestigung durch Anziehen der Schnüre oberhalb des nächsten Knotens. Beim Hineinsetzen müssen die Hölzer hüben und drüben angefaßt und die Lehnen etwas zurückgeschoben werden.

Will man die Fußstütze benützen, so ist es nötig, dieselbe vor dem Hineinsetzen vor sich zu nehmen, da sich dadurch eine bequemere Verwendung ermöglicht. Eine Wadenstütze zwischen

Sitz und Fußstütze wird erst dann befestigt, wenn der Sitz eingenommen ist. Sie wird unter den Beinen durchgezogen und mit den Haken oberhalb des an einer Schnur angebrachten Knotens eingehängt.

Der „Waldsessel" hat den Vorzug, daß man behaglich, uneingeengt und aufrecht mit angenehmer Rücken- und Kopfstütze



darauf zu sitzen vermag, ohne die Kleider zu zerdrücken oder den Körper in eine unbequeme Lage pressen zu müssen. Die Erfindung ist sehr einfach, und doch ist sie lange nicht gemacht worden. Sowohl die Teile des „Waldsessels" als auch die kleine Tasche (23 × 9 cm), die zu seiner Beförderung mitgeliefert wird, sind aus gutem, dauerhaftem Segeltuch und die Stricke von bester Haltbarkeit, die auch das Gewicht schwerer Personen verträgt. Der Hängesitz ist sicher in jeder Familie jung und alt willkommen und wird die Freuden vieler Ausflüge erheblich erhöhen. R. Br.

Zur Erinnerung an einen unserer Großen

Wenn heute chemische Wissenschaft und chemische Technik in Deutschland so bedeutend entwickelt sind, so ist das in erster Linie

Justus von Liebig zu danken, der aber nicht nur ein großer Forscher, sondern auch ein prächtiger Mensch gewesen ist. Zu Zeiten fehlte es ihm nicht an Laune und treffendem Witz und manchmal gab er recht sarkastische Antworten. In den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts beschäftigte sich alle Welt mit Tischrücken und Geisterklopfen; diese ungeistige Seuche wirkte ansteckend und forderte überall ihre Opfer. Völderndorff, der damals noch ein junger Student war, traf Liebig in empörter und ärgerlicher Verfassung. „Denken Sie sich," sagte er zu Völderndorff, „eben besuchte mich eine Gräfin, die mich bat, ich möchte doch einen Vortrag über die geheimnisvollen Kräfte halten, die dem Tischrücken, Geisterklopfen und ähnlichem Kram zugrunde lägen. Ich habe ihr gesagt: Erstens von ‚Kräften' könne gar keine Rede sein, sondern nur von ‚Schwächen'; zweitens: geheimnisvoll sei daran noch viel weniger, und drittens: die Wissenschaft habe damit gar nichts zu tun, vielleicht könne ihr Herr Solbrig Aufschluß erteilen. Erstaunt äußerte die Gräfin: ‚Solbrig? Das ist ja der Direktor des Irrenhauses?' Da sagte ich, allerdings, dahin gehören auch diese Beschäftigungen."

Das war deutlich genug und keinesfalls mißzuverstehen.

Als Liebig noch in Gießen wirkte, kamen eines Tages seine jungen Praktikanten zu spät. Einer erschien nach dem anderen im Laboratorium. Da sagte Liebig: „Ja, so kommen die Herren, gerade wie beim Filtrieren, immer Tropf auf Tropf."

In München darf man den Eingeborenen gegenüber noch heute nicht recht wagen, den Nationaltrank, das Bier, zu bekritteln. Da kann man sich vorstellen, wie Liebigs Behauptung verletzte, das Bier enthielte keinen Nährwert. Das griff den biederen Gambrinianern schwer an ihr Bierherz. Ein wohlbeleibter Wirt sagte einmal zu Liebig: „Herr Geheimrot, schaug'n S' mi amol o, von wos hob' i nacha mein dick'n Bauch? Vom Biertrinka hob' i'n. O mei, wos war denn öß dös, und Sie sog'n, 's Bier hot koan Nährstoff net! Ich hob' d' Ehr, Herr Geheimrot."

Damit wandte sich der Biedere ab. Sein Herz war erleichtert, er wollte gar nicht hören, was ihm Liebig erwidern könnte.

Als junger Erlanger Student gehörte Liebig der „Landsmannschaft der Rheinländer" an. Im Jahre 1822 gab es dort zwischen

den Studenten, Bürgern und Handwerksburschen so blutige Kämpfe, daß aus Nürnberg eine Schwadron Chevauxleger und dann auch noch Infanterie einrückten. Die Studenten zogen in Masse ab und wanderten nach Fürth und Nürnberg. Da man während Liebigs Abwesenheit sein Pult erbrach und sich seiner Papiere zu bemächtigen suchte, zog er vor, nicht mehr nach Erlangen zurückzukehren. In Darmstadt galt er als Umstürzler, als staatsgefährlicher „Demagoge". Und was hatte er damals ersehnt? Wie so viele: die Herstellung eines einigen Deutschen Reiches in einem Bundesstaat, Verfassungen in den Einzelländern und gemeinsamen Reichstag aus freier Volkswahl. Er mußte befürchten, die Erlanger Raufhändel würden sein Fortkommen schädigen, und so suchte er den Kabinettsekretär des Großherzogs Ludwig I. von Hessen, Schleiermacher, auf und erklärte ihm, er habe kein Talent zum Revolutionär, es sei denn in der Wissenschaft; da liebe er allerdings die Revolten und sei bereit, das unterste zu oberst zu kehren, wenn er damit der Wahrheit und dem Fortschritt dienen könne. Schleiermacher empfahl dem Großherzog den jungen Mann aufs wärmste. Ludwig I. war Liebig von früher her wohlwollend gesinnt und drückte wegen der verdächtigen Erlanger Krawalle gern ein Auge zu. Zu einem anderen jugendlichen politischen Stürmer und Dränger, der längere Zeit in Untersuchung gestanden, sagte Ludwig I. auf dessen freimütiges Bekenntnis: „Wenn's weiter nichts ist, dann war ich in Ihrem Alter auch ein Demagog."

So ging es auch Liebig weiter nicht schlimm. Im Gegenteil, er fand an dem Großherzog einen ernstlichen Förderer. M. Sei.

„Absterben" von Armen und Händen

Dieser sehr unangenehme Zustand ist zurzeit recht verbreitet. Die ungenügende, fettarme Nahrung, Wärmeverlust des Körpers in der kalten Jahreszeit bewirken namentlich bei blutarmen weiblichen Personen und alten Leuten eine so hochgradige Stockung des Blutzuflusses in die äußeren Gliedmaßen, daß Nerven und Muskeln aus Mangel an Nahrung unfähig zur Tätigkeit werden und zeitweise gleichsam „absterben". Hiergegen ist Wärme das beste Heilmittel, damit der Blutumlauf energisch gefördert wird,

denn Blutreichtum bringt in diese Körperteile Wärme und Leben, was beides dort fehlt. Also: Tag und Nacht warme Unterkleidung (Ärmelweste, Jäckchen), deren Ärmel am Handgelenk gut schließt, damit dort keine kalte Luft eindringt, ohne natürlich durch Enge den Blutumlauf zu behindern. Draußen trage man stets warme Handschuhe.

Sind heftige Schmerzen vorhanden, so gilt folgendes: Man legt eine dicke Schicht Wolle auf, am besten „Waldwolle", die in den Apotheken oder Drogerien zu haben ist; diese „Wolle" juckt zwar etwas und kratzt, sie verschafft aber schnell Blutreichtum an den betreffenden Stellen.

Täglich wende man Wechselbäder der Arme an. Man nimmt zwei größere Becken, füllt eins mit kaltem Wasser, das andere mit recht warmem, und stellt einen Topf mit heißem Wasser daneben zum Nachgießen. Nun legt man die Arme bis über die Ellbogen in das warme Wasser (etwa zwei Minuten), dann sofort in das kalte (etwa eine Minute); dann wieder zwei Minuten ins warme und danach eine Minute ins kalte, und so fort. Nach einiger Zeit gießt man in das nun etwas abgekühlte warme Becken heißes Wasser nach und wiederholt dies später. Die Gesamtdauer dieser Wechselbäder soll mindestens eine Viertelstunde betragen. Darauf muß man die Arme recht tüchtig trocken reiben (frottieren) und sich gut warm anziehen.

Günstig wirken regelmäßige kräftige Bewegungen der Arme und Hände; denn Bewegung schafft dorthin Blut und Wärme. Bewährt haben sich besonders folgende Übungen: den rechten und dann den linken Arm im Schultergelenk kreisförmig drehen, zuerst von vorn nach hinten, darauf umgekehrt. Mit der geballten Faust der rechten und nachher der linken Hand langsam recht kräftig in die Luft schlagen, mit stets fest angespannten Armmuskeln. Die Finger beider Hände langsam straff spreizen und dann wieder zu Faustschließen. Jede dieser Übungen nehme man je zehnmal morgens, mittags und abends vor.

Der unangenehme Zustand ist nur eine örtliche Äußerung des im ganzen Körper daniederliegenden Stoffwechsels und verminderten Blutumlaufs. Dieser muß gehoben und angeregt werden

durch äußerliche und innerliche Erwärmung (heiße Getränke und Suppen), durch wöchentlich zweimalige warme Bäder und tägliches Wandern zu einer bestimmten Stunde, die man sich dazu ausnahmslos stets frei hält, mag dazwischen kommen, was will. Der sicherste Weg zur Gesundheit ist der Fußweg. Dr. Tr.

Die Sonne darf es nicht sehen

In der orientalischen Welt gab es Todesarten, die an hochstehenden Personen vollzogen wurden, die in westeuropäischen Kulturkreisen unbekannt sind. Man liest, daß man Fürsten und Frauen des Serails in einen Sack schob und erstickte. Bekannter ist die Übergabe einer seidenen Schnur an jemand, der, des Todes schuldig, sich damit erdrosseln soll. Aus politischen Anlässen ist in der Alten und Neuen Welt viel Blut geflossen, aber häufig sind die Fälle, daß man sich davor scheute, Angehörige von herrschenden Familien auf blutige Weise ums Leben zu bringen. Da man unter anderen Umständen grauenvolle Metzeleien durchaus nicht vermied, berührt die Scheu, fürstliches Blut zu vergießen, zunächst fast unbegreiflich. Die alten orientalischen Historiker drücken sich oft unklar aus, wenn sie über den gewaltsamen Tod eines Herrschers berichten; man merkt es deutlich, daß sie etwas verbergen wollen. Als während der Mongolenherrschaft der letzte der Kalifen von Bagdad auf Befehl Hulagus hingerichtet wurde, schrieben einige, daß der Kalif erdrosselt, andere, daß er in einen Sack gesteckt wurde, worin man ihn erstickte, und viele behaupteten, er sei in den Tigris geworfen und ertränkt worden. Manchmal wird berichtet, ein orientalischer Herrscher sei, in einen Teppich eingenäht, bei Nacht ins Wasser versenkt worden; Steine, die man daran hing, sollten verhüten, daß die Leiche wieder empor kam.

Die Pharaonen hielt man für Abkömmlinge der Sonne; auch in China nennt man den Kaiser „Sohn des Himmels". Die Fürsten der peruanischen Inka galten als Sonnensöhne. Gleich den Herrschern des alten Orients sah man sie als irdische Vertreter der himmlischen Mächte an.

Zur Zeit der Mongolenkämpfe, die im dreizehnten Jahrhundert

Asien erschütterten, kam es zu einem Krieg zwischen Kublai Khan und Nayan. Nach einer heftigen Schlacht wandte sich das Kriegsglück Kublai zu. Nayan suchte sich durch die Flucht zu retten, geriet in Gefangenschaft und wurde vor Kublai geführt, der befahl, ihn zu töten. Man legte den Verurteilten zwischen zwei Teppiche, in denen er so lange hin und her geschüttelt wurde, bis er nicht mehr lebte. Dazu machte ein Zeitgenosse die Bemerkung: „Der Grund für diese Todesart war, daß die Sonne und der Himmel nicht Zeugen sein sollten, daß das Blut eines Mannes aus der kaiserlichen Familie vergossen wurde." Hier zeigt sich ein klarer Zusammenhang mit altorientalischen Ideen; die Blutscheu gegenüber den Angehörigen herrschender Familien hatte ihren Grund in der Vorstellung der Zeit, die ihre Könige als Stellvertreter himmlischer Mächte betrachtete. Die Sonne und der Himmel sollten nicht sehen, daß man sie ermordete. Man vermied, Blut zu vergießen, verbarg die Verurteilten in Teppiche oder Säcke und warf sie bei Nacht ins Wasser. R. Men.

Schreckschüsse ohne Pulver

Unter den vielen neuen Pflanzen und Bäumen, die den alten Griechen auf dem Heereszuge Alexanders nach Indien auffielen, waren es besonders „Rohre" von fast zwanzig Meter Höhe und der Dicke eines Tannenbaumes. Dieses „Rohrgewächs" ist eine Grasart, die uns unter dem Sammelnamen Bambus bekannt ist. Diese „Riesenbäume" sind Gräser und wie bei allen Grashalmen ist der mächtige hohle Rohrstamm in Knoten gegliedert. Jeder dieser Knoten ist durch kräftige Querwände versteift und in den einzelnen Hohlräumen befindet sich Feuchtigkeit; es gibt Arten, die sogar bis zur Spitze mit Wasser gefüllt sind. Die Bambushalme sind hart, denn das Zellgewebe ist ganz mit Kieselsäure imprägniert. Außen sind sie so glatt, daß Flüssigkeit weder eindringen, noch von innen nach außen durchschwitzen kann.

Bricht in Gegenden, wo der Bambus heimisch ist, ein Brand aus, oder werden Hütten und Häuser, die aus Rohrschäften dieses Gewächses errichtet sind, ein Opfer der Flammen, so erfolgt eine Explosion der knotigen Teile, und man glaubt ein schweres

Infanteriefeuer zu hören. Besonders dicke Rohrteile, von noch grünem, Feuchtigkeit haltendem Bambus, zerknallen im Feuer mit einem Schlag, der dem Knall einer kleinkalibrigen Kanone gleichkommt.

Chinesische Kaufleute, die vor fast sieben Jahrhunderten weite, von den Mongolen zerstörte Gebiete durchqueren mußten, wobei sie der Gefahr ausgesetzt waren, in der Nacht von wilden Tieren angefallen zu werden, wehrten die Bestien durch Schreckschüsse ab, wozu sie Bambusteile im Feuer verbrannten. Ein alter Reisender berichtet: Wenn die Kaufleute nachts ihre Wanderung unterbrechen und rasten wollen, nehmen sie von dem Bambusrohr, wenn es noch grün ist, ziemliche Mengen. Das Rohr schichten sie zu Bündeln und sobald es dunkel wird, zünden sie ein Feuer an. Ist die Hitze stark genug geworden, dann platzen die Rohre mit starkem Knall. Das Krachen ist so gewaltig, daß man es fast eine Meile weit hören kann; dadurch werden die wilden Raubtiere geängstigt und fliehen von den Stellen, wo solche Röhren im Feuer zerknallen. Damit die Pferde nicht erschrecken und davonlaufen, müssen sie mit eisernen Fußbändern gefesselt werden.

Die Nachtruhe unter fortwährendem Geknall wird nicht besonders angenehm gewesen sein. Aber der Mensch gewöhnt sich an alles. Daß diese Schreckschüsse keine Kosten verursachten, war den auf Gewinn bedachten Kaufleuten gewiß erfreulich. M. Bar.

Abfuhr eines Aufschneiders

Es ist einmal so, daß die Jäger ihre Erlebnisse gern ein wenig ausschmücken und übertreiben. Und da behaupten dann grobe Leute, sie wären Lügenbeutel. Wird geschickt und erfindungsreich aufgeschnitten, dann hört man wohl gern zu, schmunzelt behaglich und denkt sich sein Teil. Aber auch zum Lügen gehört Begabung. Nicht jedem ist's gegeben, seine Geschichten gut vorzubringen. Wer das nicht kann, der findet nicht leicht geduldige und noch weniger dankbare Zuhörer.

So saß einst an einer Wirtstafel ein Jäger, dem es leider nicht gegeben war, seine Aufschneidereien in erfreulicher Art zum besten zu geben. Trotzdem er nie besonderes Glück damit hatte, begann

er damit, seinem Tischnachbar die ungeheuerlichsten Jagdgeschichten zu erzählen. Eine Weile hörte der Gast dem Gerede geduldig zu. Endlich ward es ihm aber doch zu viel und er sagte laut: „Bitte, erzählen Sie Ihre nächste Geschichte Ihrem Nachbar zur Linken. Ich lüge selbst." K. Lam.

Bedenkliche Geistesverfassung

In einer Gesellschaft suchte sich ein als Flachkopf bekannter Stutzer als geistig überlegen aufzuspielen, was ihm allerdings nicht nach Wunsch gelang. Eines Abends äußerte er mit aufdringlicher Wichtigkeit: „Ich habe eine glänzende Idee im Kopf. Wer sie ausführt, kann ein Vermögen damit machen." Ein Gast sah den jungen Laffen spöttisch an und sagte: „Ich glaube Ihnen gern, daß Sie nur eine Idee haben. Folgen Sie mir und pflegen Sie die glänzende Idee so gut als möglich, sonst stirbt sie gewiß vor Langweile aus Mangel an Gesellschaft." M. Milt.

Aufreibende Amtstätigkeit

In der Sprechstunde eines Arztes klagte eine Frau: „Mein lieber Herr Doktor, mein Zustand ist immer noch einigermaßen erträglich, aber seit mein Mann in den Gemeinderat gewählt worden ist, kann man's neben ihm kaum mehr aushalten. So oft Ratsversammlung gewesen ist, tut er die ganze Nacht kein Auge zu."

„Das kann ich begreifen, die Verhandlungen geben ihm vermutlich viel zu denken."

„Nein, das ist ja gerade der Jammer, er schläft während der Sitzung." R. Sal.

Tröstliche Aussicht

Ein Mann, der mit seiner kränklichen und bösartigen Frau in übler Ehe lebte, traf einen Bekannten, der teilnehmend fragte: „Nun, wie geht's Ihrer Gemahlin? Ich habe gehört, daß sie eine Kaltwasserbehandlung durchgemacht hat."

„Danke. Leidlich. Ich spüre bis jetzt noch nichts von besonderer Wirkung der Kur."

„Na, das geht fast immer so. Die Nachwirkung kommt meist später. Ich kannte eine Dame, die ist erst ein halbes Jahr danach gestorben." A. Wul.

Auflösungen der Rätsel des 9. Bandes:

Rätselhafte Hausinschrift S. 34: Als Schlüssel dient die Jahreszahl 1746. Es werden demnach in jeder Reihe erst der 1., dann der 7., 4., 6. und schließlich die übrig gebliebenen Buchstaben gelesen. Man erhält die Inschrift:

„Nord, Süd, Ost, West —
Zu Haus am best'."

Vexierschloß S. 98:

N	E	U	S	T	A	D	T
N	**O**	R	D	H	O	R	N
N	O	**R**	T	H	E	I	M
S	C	H	**W**	E	R	I	N
S	C	H	W	**E**	D	E	N
E	L	L	I	N	**G**	E	N
L	E	H	E	S	T	**E**	N
I	S	E	R	L	O	H	**N**

Scharade S. 141: Grieß, Gries in Tirol, Gram — Griesgram.

Vereint und getrennt S. 141: Einfall — ein Fall.

Bilderrätsel: „Die Schwalben" S. 151: Jeder Telegraphendraht bedeutet einen der untenstehenden Buchstaben, so zwar, daß der oberste den ersten (A), der zweite den zweiten (D) und so fort bedeutet. Man liest nun die Buchstaben in der Reihenfolge ab, wie die Schwalben, von links nach rechts, auf ihnen sitzen, und erhält: Wir sind wieder da.

Quadraträtsel S. 155: Nebenstehend.

O	R	G	E	L
R	E	I	S	E
G	I	L	D	E
E	S	D	U	R
L	E	E	R	E

Lösungen unserer Rätsel aus dem Leserkreise

Richtige Lösungen unserer Rätsel in Band 9 sandten ein: Otto Ristinger, Radebeul (6); Otto Peulig, Dresden (5); Holde Brütting, Soest i W (6); Rosalie Sörgel, Bremen (5); Dr. Franz Prestel, Andernach (6); Hans Karl Söldner, Bamberg (5); Friedrich Erb, Ansl m (4); Heinz Wehrjan, Furth i. W. (6); Manuela Schneider, Neuburg a. D. (6); Dr. Artur Leipfinger, Warmbronn (6); Jakob Künzel, Solingen (5).

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Stephan Steinlein in Stuttgart

